

Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2010)

Artikel: Grabungen und Bauuntersuchungen
Autor: Marti, Reto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

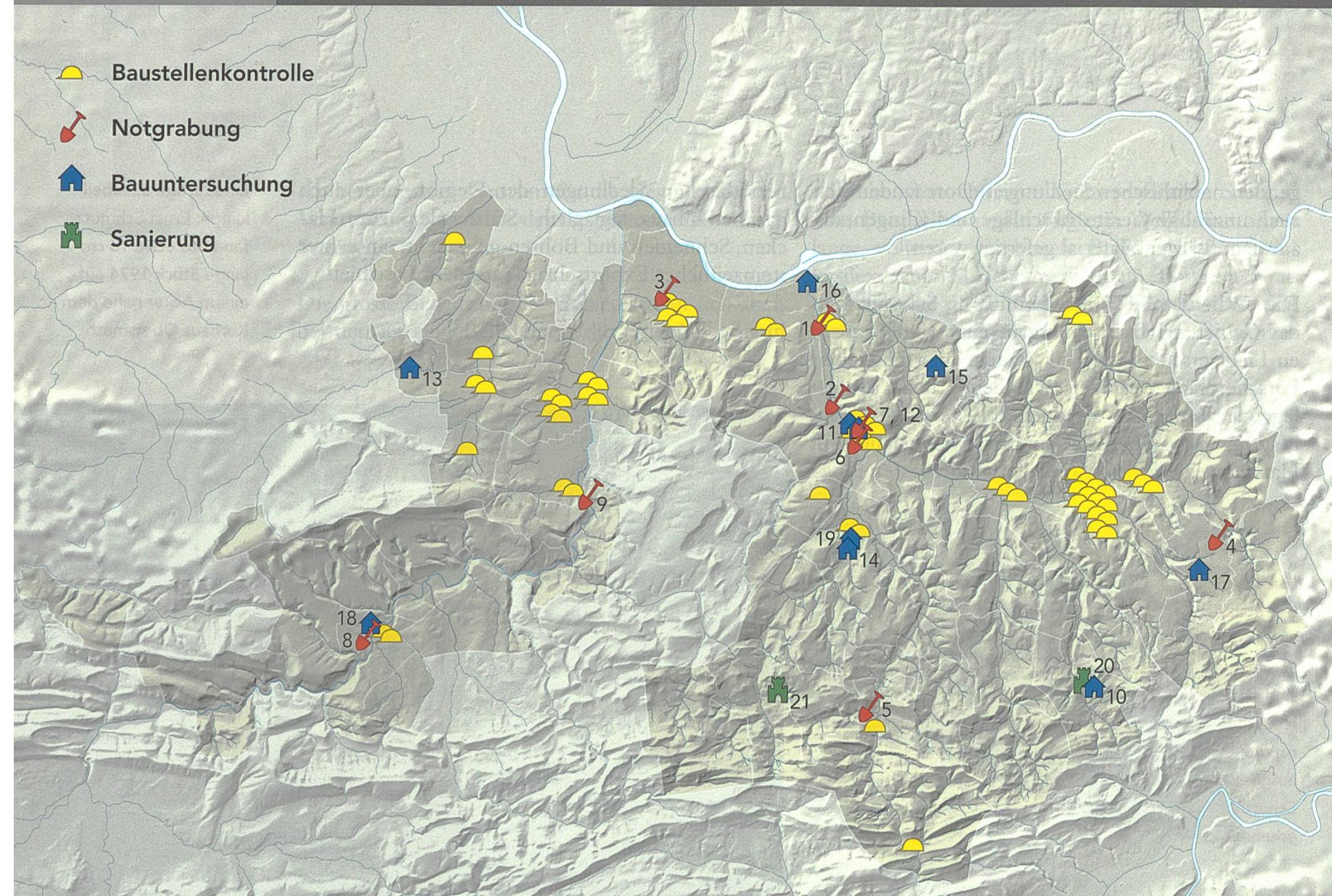
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Grabungen und Bauuntersuchungen

Das Grabungsjahr 2010 begann ausgesprochen anspruchsvoll: Bereits im Februar musste das kleine Team zu einer Notgrabung in Oberdorf ausrücken, während die knappen Mitteln die Anstellung zusätzlicher Temporärkräfte verunmöglichten. Rund 3'650 Quadratmeter einer mittelalterlichen Siedlung galt es zu untersuchen, bei Schnee und Regen, in einem Zeitfenster von vier Monaten. Dass dies gelang, zeugt von der guten Organisation und der hohen Motivation unserer Mitarbeiter.

Wer weiss, wie selten ländliche Siedlungsbefunde des 10./11. Jahrhunderts in der Schweiz und dem Umland sind, versteht, dass sich der grosse Einsatz in Oberdorf gelohnt hat. Die Grabungen 2009 und 2010 haben unser Bild der Prozesse, die im Laufe von Früh- und Hochmittelalter zur Herausbildung der Dörfer im Oberbaselbieter Jura geführt haben, deutlich geschärft.

Doch auch andere Grabungen erbrachten wesentliche neue Erkenntnisse. So wurden in Liestal erstmals die Spuren einer Gerberei untersucht, in Muttenz die Reste einer römischen Villa, in Laufen ein weiterer Ziegelbrennofen. In Wenslingen stiess man dank geophysikalischer Untersuchungen endlich auf den römischen Gutshof, der durch Gräber und Lesefunde in der Gegend schon lange vermutet worden war. Im Rössli zu Bubendorf führten Bauuntersuchungen zur Entdeckung einer prächtigen bemalten Balkendecke und in Arisdorf gingen wir dem Ursprung einer rätselhaften Feldscheune nach. Doch lesen Sie selbst ...

Reto Marti

<

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellen- kontrollen und Sanierungsmassnahmen der Archäologie Baselland im Jahr 2010 (vgl. die Liste auf den folgenden Seiten).

Grabungen

- 1 Füllinsdorf, Hülfenschanze (Paläontologie)
- 2 Liestal, Erzenbergstrasse 40 (Römerzeit)
- 3 Muttenz, Brühlweg (Römerzeit)
- 4 Wenslingen, Erzmatt (Römerzeit)
- 5 Oberdorf, Uli Schadweg (Mittelalter)
- 6 Liestal, vor dem Törli (Mittelalter, Neuzeit)
- 7 Liestal, Gerberstrasse 27 (Neuzeit)
- 8 Laufen, Delsbergerstrasse 94/96 (Neuzeit)
- 9 Duggingen, Angenstein (Neuzeit)

Bauuntersuchungen

- 10 Läufelfingen, Homburg
- 11 Liestal, Gerberstrasse 11
- 12 Liestal, Gerberstrasse 27
- 13 Biel-Benken, Mühlegasse 21
- 14 Bubendorf, Rössli
- 15 Arisdorf, Marchbel
- 16 Augst, Rheinstrasse 2/4
- 17 Wenslingen, Dorfstrasse 68/69
- 18 Laufen, Hauptstrasse 29
- 19 Bubendorf, Hauptstrasse 63

Sanierungen

- 20 Läufelfingen, Homburg
- 21 Reigoldswil, Rifenstein

Baustellenkontrollen

Aesch, Drosselweg
Aesch, Jurastrasse 10
Allschwil, Parkallee
Bubendorf, Gyrhaldenstrasse 13
Bubendorf, Hauptstrasse 63
Ettingen, Hauptstrasse 8
Füllinsdorf, Im Leimen 24
Füllinsdorf, Wölferstrasse
Gelterkinden, Am Keltenweg
Gelterkinden, Eiweg 4
Gelterkinden, Ischlagweg (7 Etappen)
Gelterkinden, Rössligasse 4
Gelterkinden, Schweienweg (2 Etappen)
Gelterkinden, Sissacherstrasse 24
Gelterkinden, Zilweg
Langenbruck, Hauptstrasse 2
Laufen, Delsbergerstrasse 94–96
Laufen, Saalweg 8
Liestal, Bienentalstrasse 7h
Liestal, Erzenbergstrasse 40
Liestal, Kanonengasse 55

Liestal, Langhagstrasse 7
Liestal, Vogelsangweg 6
Liestal, Wiedenhubstrasse 51
Maisprach, Bündtenwinkel (2 Etappen)
Münchenstein, Bruckfeldstrasse (2 Etappen)
Münchenstein, Heiligholzstrasse
Münchenstein, Platanenweg 7
Muttenz, Auhafenstrasse
Muttenz, Brühlweg 71
Muttenz, Fröschenecckweg 18
Muttenz, Margelackerstrasse
Muttenz, Römerweg 41
Oberdorf, Zinsmattweg 27
Oberwil, Talstrasse
Ormalingen, Farnsburgweg (2 Etappen)
Ormalingen, Spitzlerweg
Pratteln, Grüssenweg
Pratteln, Hardstrasse
Reinach, Austrasse
Reinach, Baumgartenweg
Reinach, Hinterlindenweg 1

Reinach, Lachenweg
Seltisberg, Sophie Gerster-Weg
Sissach, Bützenenweg 60a
Sissach, Jurastrasse 10
Sissach, Limberghof 34
Therwil, Buchenrain 8
Therwil, Ebnetstrasse 10–16

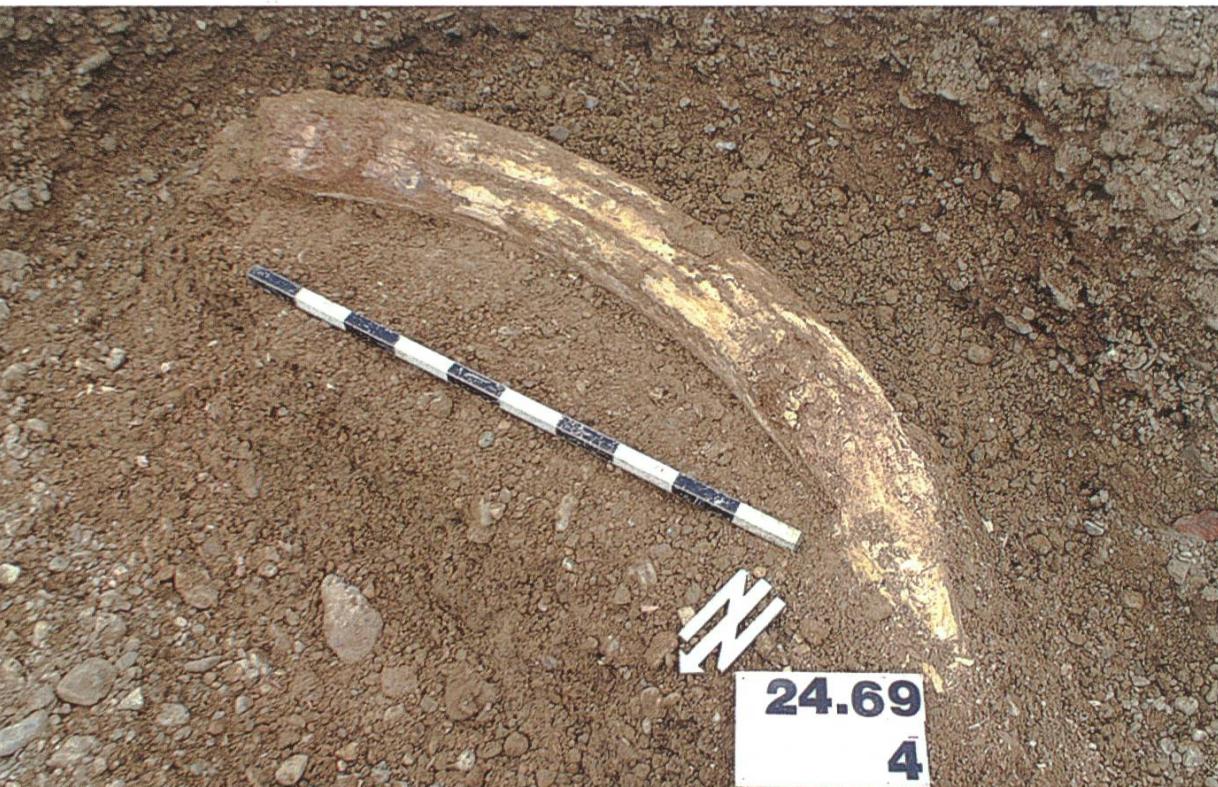
**Füllinsdorf,
Hülfteinschanze. Das
Stosszahn-Fragment
nach der Freilegung.**

Füllinsdorf, Hülfteinschanze: Ein Mammut- stosszahn in der Mammutbaustelle

Im März des Berichtsjahres meldete das kantonale Tiefbauamt der Archäologie Baselland den Fund eines Mammutstosszahnes. Der gut erhaltene, aber fragile Fund war bei Baggerarbeiten auf einer Baustelle der zukünftigen Hauptstrasse H2 Pratteln-Liestal zum Vorschein gekommen. Lediglich die

Spitze des Stosszahnes war abgebrochen. Der genaue Fundort lag im Abschnitt H2 Nord bei der Hülfteinschanze in rund sieben Metern Tiefe im anstehenden Niederterrassenschotter.

Nach der fotografischen und zeichnerischen Dokumentation des rund 1.4 Meter langen Stosszahnes musste dieser möglichst ohne weitere Beschädigungen geborgen werden. Dafür traten Spezialisten des Konservierungslabors auf den Plan. Der Stosszahn wurde abschnittsweise untergraben und immer wieder mit straff umwickelter Haushaltsfolie gefestigt. Zusätzliche Gipsverstärkungen schützten



>
**Vermessungsarbeiten auf
der Grossbaustelle. Der
Fundort des Stosszahns
unten rechts liegt in rund
sieben Metern Tiefe.**

seine Enden. Nach jedem Abschnitt wurde eine Schaltafel weiter unter das Fundstück geschoben.

Da der Stosszahn als solcher nicht ohne weiteres zu datieren ist, können nur ungefähre Angaben über sein Alter gemacht werden. Sicher ist, dass er im

würmzeitlichen Niederterrassenschotter lag, was auf ein Alter von mindestens 12'000 Jahren schließen lässt.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
März 2010

**Zivi Gabriel Aberegg,
Praktikantin Renate
Uetz und Restauratorin
Nicole Gebhard bei der
Bergung des brüchigen
Objekts.**



Liestal,
Erzenbergstrasse 40.
Im steilen Gelände
lag die Wasserleitung
stellenweise frei.

Liestal, Erzenbergstrasse 40: römische Wasserleitung im Steilhang

Die unterirdische Wasserleitung, die in römischer Zeit Augusta Raurica mit Wasser aus dem Ergolztal versorgte, ist ein Meisterwerk römischer Ingenieurskunst. Damit die Leitung einwandfrei funktionierte, war auf der ganzen Länge von Lausen bis Augst ein einheitliches Gefälle von 1,5 % nötig. So

war gewährleistet, dass das Wasser stetig floss und sich gleichzeitig Schwebstoffe und Sedimente absetzen konnten. Auf diese Weise liess sich die Stadt mit sauberem Trinkwasser versorgen, obwohl der Grossteil des Wassers vermutlich aus der gestauten Ergolz entnommen wurde.



Das einheitliche Gefälle der Wasserleitung bedingte allerdings eine rigorose Anpassung an das Gelände. Die Leitung musste exakt den Höhenkurven folgen. Auf der Höhe von Liestal bedeutete dies die Querung der steilen Flanke des Schleifbergs.

Man kann sich heute nur noch schwer vorstellen, welchen Aufwand es erforderte, in einem solchen Steilhang einen Graben für einen unterirdischen, mannshohen Kanal auszuheben und diesen aus Bruchsteinmauerwerk zu errichten. Die Leistung ist umso höher zu bewerten, wenn man die Dauerhaftigkeit des Bauwerks berücksichtigt. Zwar hat die Erosion bis heute, also in rund 2000 Jahren, das Gewölbe und grosse Teile der Seitenwände abgetragen. Die Sohle und ihre wasserdichte Mörtel-Auskleidung haben die Jahrhunderte aber unbeschadet überstanden.

Dies liess sich mit drei kleinen Sondiergrabungen im Hang oberhalb der Liegenschaft Erzenbergstrasse

40 feststellen, wo die Erosion in den letzten Jahren Steine des Mauerwerks freigelegt hatte.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg

Oktober 2010

Drei kleine Sondier-
grabungen haben
gezeigt, dass die
Sohle und ein Teil der
hangseitigen Mauer
noch erhalten sind.



Muttenz, Brühlweg 71,
Überblick über die
Grabung. Rechts die
bereits seit langem
bekannten, aber erst
jetzt genau lokali-
sierbaren Fundament-
reste des grösseren,
mehräumigen Baus,
links die neu ent-
deckten Mauern eines
Nebengebäudes.



Muttenz, Brühlweg: zwei Grabungen im Areal der römischen Villa Brühl

Das Gebiet von Muttenz war bereits in der Römerzeit dicht besiedelt. Mindestens drei römische Gutshöfe sind bisher bekannt. Die grösste und bekannteste Anlage befand sich in der Flur Feldreben, wo der Basler Altertumswissenschaftler Karl Stehlin in den Jahren 1910–1913 erste Mauerzüge freilegte. Grössere Grabungen folgten 1957, als das dortige Gelände mit Reihenhäusern überbaut wurde. Dabei kamen unter anderem Teile des Herrenhauses mit einem Keller sowie ein weiteres Nebengebäude ans Licht.

Ein weiterer römischer Gutshof befand sich im Bereich der Kirche St. Arbogast, unter dem heutigen Ortskern. Von dieser Anlage, aus der das frühmittelalterliche Dorf Muttenz entstand, ist bisher erst wenig bekannt.

Schliesslich befindet sich im Bereich des Brühlwegs eine dritte römische Anlage. Sie wurde sogar noch früher entdeckt als die Villa Feldreben, nämlich bereits 1892 durch den Historienmaler Karl Jauslin. Die Ausgräber legten damals die Fundamente eines grösseren römischen Gebäudes sowie Teile einer

Muttenz, Brühlweg 71.
Der Praktikant Robert
Knöll beim Freilegen
archäologischer
Befunde.



Muttenz, Brühlweg 71.
Schnitt durch ein
Fundament des Neben-
gebäudes. Es besteht
aus in die Grube
geschütteten Kieseln.

Umfassungsmauer frei. Am selben Ort führte Karl Stehlin in den Jahren 1910 und 1911 eine zweite Grabungskampagne durch.

Zwei aktuelle Bauprojekte im Bereich der Villa Brühl lösten im Berichtsjahr weitere Notgrabungen

aus. Im Juni wurde am Brühlweg 71 für den Bau eines Einfamilienhauses eine rund 200 m² grosse Fläche geöffnet. Die Überraschung war gross, als unmittelbar unter dem Humus Teile der bereits früher untersuchten Fundamente zum Vorschein kamen: Sie waren aufgrund der alten Einmessung zehn Meter weiter östlich erwartet worden!

Die sofort eingeleitete Grabung förderte nebst den östlichsten Abschnitten des bereits bekannten Gebäudes Fundamentreste eines Nebengebäudes zu Tage. Zugehörige intakte Kulturschichten waren indes kaum mehr erhalten. Das Fundmaterial besteht vor allem aus römischen Ziegelfragmenten, gefolgt von Keramikscherben und Tierknochen. Aber auch einige bemerkenswerte Metallobjekte kamen zum Vorschein, etwa eine frühe Fibel vom Typ «Lang-



>
Muttenz, Brühlweg 71.
Mondförmiger Griff
einer bronzenen
Öllampe, Durchmesser
maximal 5 Zentimeter.

ton-Down» oder der mondförmige Griff einer Öllampe aus Buntmetall. Wichtig für die künftige Auswertung könnte eine constantinische Münze (AE4, Imitation, geprägt für Rom, ca. 330–340 n. Chr.) werden: Sie lag im Bereich der Fundamentsteine des Nebengebäudes. Wenn sie tatsächlich bei dessen

Errichtung in den Boden gelangte, wäre dies ein Beweis, dass dieses Gebäude erst in spätrömischer Zeit, um die Mitte des 4. Jahrhunderts, errichtet worden war. Allerdings fehlen weitere Funde, die eine Benutzung der Anlage im 4. Jahrhundert belegen würden.

Muttenz, Brühlweg 71.
Die Gewandschliesse vom Typ «Langton-Down» ist typisch für die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.



Eine zweite, grössere Grabung folgte direkt im Anschluss in der Nachbarsparzelle am Brühlweg 73. Im Juli und August wurden dort, vorgängig zu einem Bauprojekt, rund 860 m² untersucht. Die Befunde sind in diesem Bereich indes schwieriger zu interpretieren als in der vorangegangenen Ausgrabung.

Mit Ausnahme zweier in einem Leitungsgraben angeschnittener Fundamente des bereits bekannten Gebäudes kamen keine Mauern mehr zum Vorschein. Lediglich eine Anhäufung von Kalkbruchsteinen und Gerölle könnte als spärlicher Überrest einer Mauer gedeutet werden.



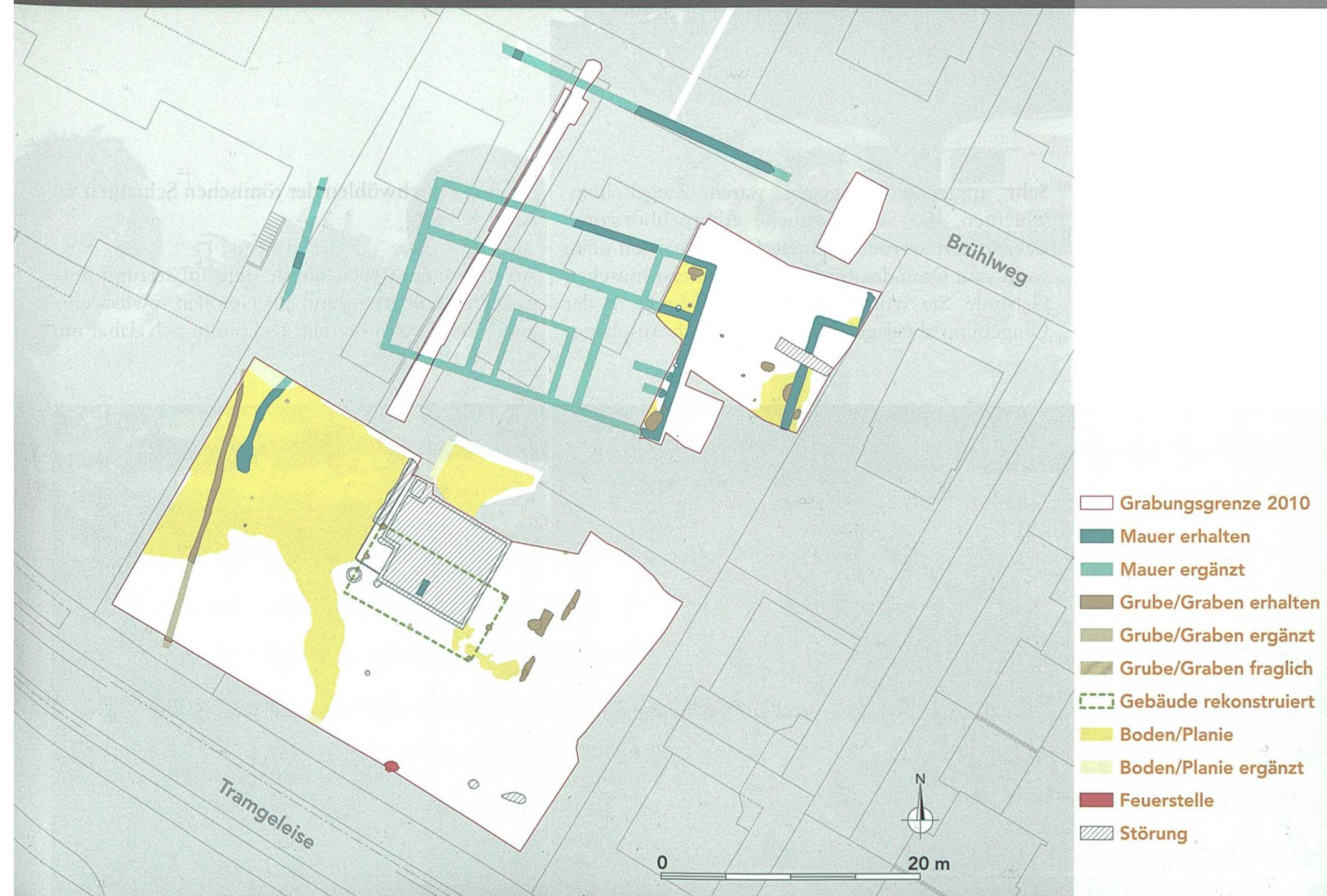
Was tun mit den Unmengen an römischen Ziegelstücken ohne besondere Merkmale? Susanne Afflerbach sortiert sie aus, ...



... dann werden sie fundkomplexweise und typologisch sortiert ausgelegt, beidseitig fotografiert, ausgezählt ...



... und anschliessend bis auf einige Belegstücke entsorgt. Auf diese Weise kann das Funddepot stark entlastet werden.



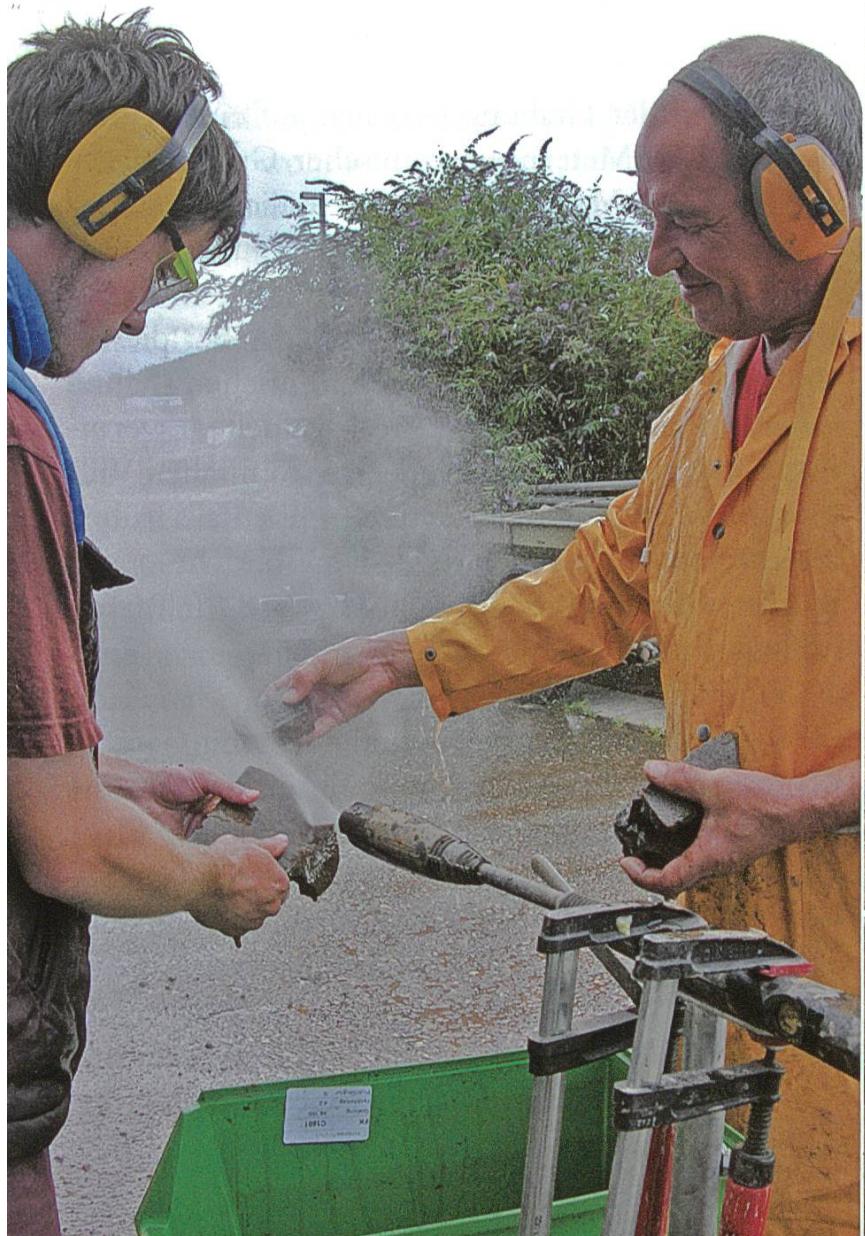
Muttenz, Brühlweg 73.
Überreste der
Pflasterung (links). Die
Ziegelschuttschicht ist
im Profil gut erkennbar
(rechts).

Sehr ausgeprägt hingegen waren Ziegelschuttschichten, die als eigentliche Abbruchhorizonte interpretiert werden können. Die Ziegel stammen wohl vom Dach des grösseren der beiden römischen Gebäude. Sie wurden beim Zerfall direkt in der Umgebung abgelagert und später durch Ausplanie-

ren und Durchwühlen der römischen Schichten im Areal verteilt.

An mehreren Stellen wurde eine Pflasterung festgestellt, die überwiegend aus Geröllen sowie wenigen Mörtelresten besteht. Es könnte sich dabei um





Wichtiger Einsatz von Temporärkräften. Zivilpraktikantin Sina Fehlmann und Matthias Sägesser messen mit dem Tachymeter einen Befund ein.

Muttenz, Brühlweg 73.

Bodenscherbe einer Terra sigillata-Tasse mit unleserlichem Stempel des Produzenten auf der Innenseite.

die Überreste eines Weges oder Vorplatzes handeln. Allerdings war die Erhaltung des Befundes infolge nachrömischer Erosionsprozesse schlecht und lückenhaft, so dass aufgrund der gefundenen Reste nicht auf die ursprüngliche Form der Pflästerung geschlossen werden kann.



Im Westteil der Grabung liess sich auf einer Länge von rund 20 Metern ein römischer Graben nachweisen. Seine Verfüllung zeichnete sich nur ganz undeutlich vom anstehenden, hellbraunen Lehm ab. Aufgrund der Abfolge der römischen Fundschichten wurde deutlich, dass es sich bei diesem Grabenabschnitt um den ältesten römischen Befund im gesamten untersuchten Areal handelte. Er erinnert stark an die im Gelände der römischen Villa Kästeli in Pratteln dokumentierten, ebenfalls frühen römerzeitlichen Gräben (vgl. Jahresbericht 2009). Solche Gräben wurden möglicherweise zur Parzellierung des Geländes ausgehoben.

Der mit Abstand älteste Befund war eine Gargrube, die vermutlich in die Jungsteinzeit datiert. Ihre Verfüllung zeichnete sich als ovaler, dunkler Fleck im anstehenden Boden ab. In so genannten Gargruben wurden grosse Feuer entfacht, in denen man Steine erhitzte. Nach dem Brand legte man die zu garenden Esswaren hinzu, wonach die Steine die Hitze langsam an das Gargut abgaben. Alternativ wurden die Steine ausserhalb der Grube erhitzt und zum Gargut gelegt.

In der Verfüllung der Gargrube von Muttenz fanden sich – nebst wohl jungsteinzeitlichen Scherben von grobkeramischen Gefässen – auch solche Hitze- steine. Die zeitlichen Dimensionen sind eindrücklich: Zur Zeit der römischen Besiedlung dürfte dieser Befund schon 3000 Jahre im Boden gelegen haben!

Die beiden Grabungen am Brühlweg liefern wichtige neue Erkenntnisse zur Datierung der gesamten Anlage. So dürfte der Gutshof bereits im früheren 1. Jahrhundert nach Christus erbaut worden sein. Eine erste Durchsicht der Keramik erbrachte die überraschende Erkenntnis, dass diese nicht über das 1. Jahrhundert hinaus datiert. Allerdings reichen die Münzen bis ins 4. Jahrhundert. Wie dies zusammenpasst, werden künftige Forschungen zeigen müssen.

Eine grossflächige Untersuchung, wie sie in Pratteln 2009 stattgefunden hat, wird bei diesem römischen Gutshof aufgrund der dichten Überbauung des Geländes nie mehr möglich sein. So werden auch

in Zukunft Puzzleteile – wie die diesjährigen Aus- grabungen – das Wissen um die Anlage erweitern müssen.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Juni bis August 2010

Römisches
Dachziegelfragment
mit «gestempelter»
Pfote eines Hundes.



Wenslingen, Erzmatt: virtueller Blick auf eine Römersiedlung

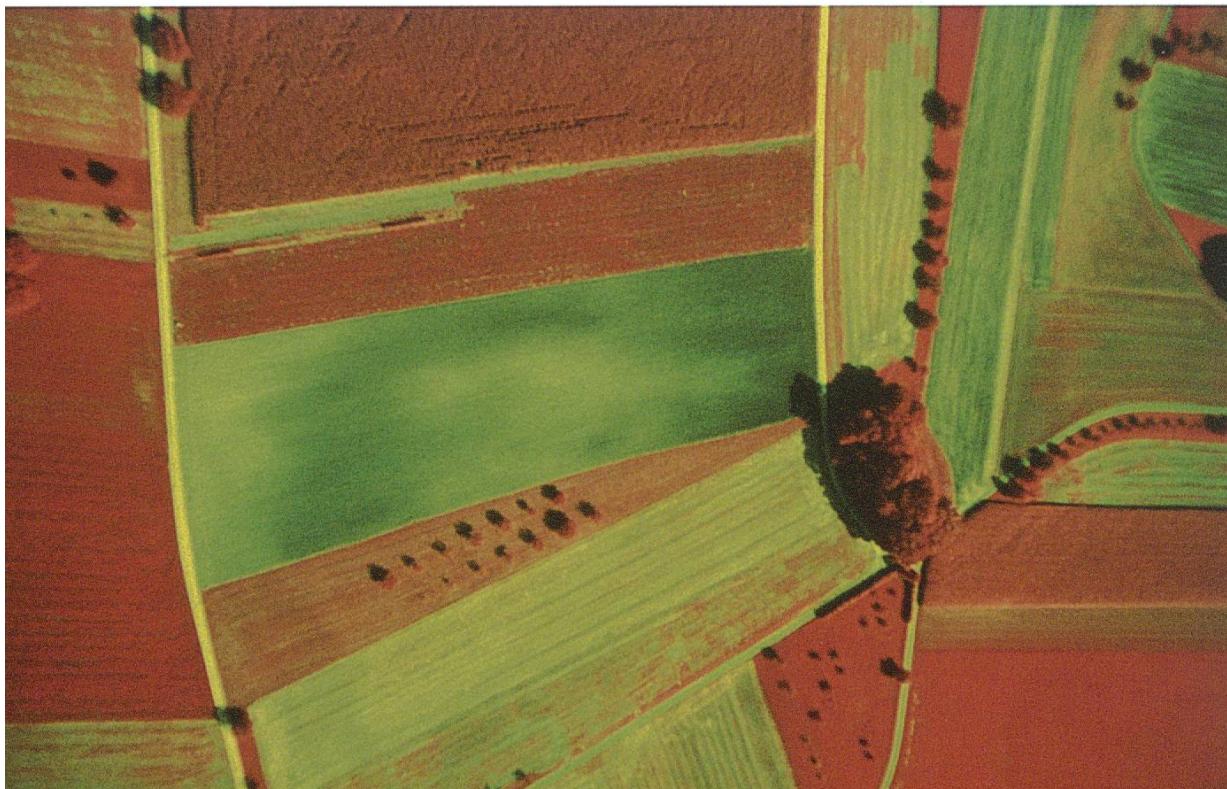
Wenslingen, Erzmatt.
Luftbildarchäologische
Analysen brachten
bisher keine Hinweise
auf die Lage des
römischen Gutshofs.

Seit längerem ist bekannt, dass im Gebiet Barmen-Erzmatt nordöstlich von Wenslingen ein römischer Gutshof gelegen haben muss. Verschiedentlich hat man Fragmente römischer Leistenziegel aufgelesen. 1973 und 1993 wurden beim Verlegen von Transitgas-Leitungen Teile eines römischen Brandgräber-

feldes angeschnitten. Die Bestattungen, die etwa in die Zeit zwischen 20/30 und 150 n. Chr. datieren, waren ohne Zweifel von der ortsansässigen Bauern und Handwerkern des Gutshofes vorgenommen worden. Ganz in der Nähe soll gemäss alter Überlieferung die römische Strasse festgestellt worden sein, die von Augst über das Ergolztal und den Jura ins Mittelland führte.

Trotz wiederholter Begehungen des Geländes war es bisher aber nicht möglich, das Gutshofareal genauer zu lokalisieren. Auch vor einigen Jahren angefertigte Luftbilder brachten keine Klärung. Offensichtlich hat die lange landwirtschaftliche Nutzung des Geländes die oberflächlichen Spuren weitgehend zum Verschwinden gebracht.

Nun hat sich Manuel Buess, Archäologe an den Universitäten Bern und Köln und spezialisiert auf geophysikalische Prospektionsmethoden, anerboten, das Gelände eingehender zu untersuchen. Als gebürtiger Wenslinger ist er ein ausgewiesener Kenner der Gegend, zumal Teile des Gutshofes auf den Feldern seiner Eltern liegen.



In einem zweitägigen Feldeinsatz hat Manuel Buess in der Flur Erzmatt systematische geophysikalische Messungen durchgeführt. Zum einen handelte es sich dabei um Erdwiderstandsmessungen, zum andern um eine detaillierte Kartierung des Geomagnetismus. Beide Verfahren ermöglichen es, Unregelmässigkeiten im Untergrund aufzuspüren, ohne dass der Boden dazu geöffnet, das heisst aufgegraben werden muss.

Bei der Erdwiderstandsmessung oder geoelektrischen Prospektion wird – vereinfacht dargestellt – Strom in den Boden geleitet und mit speziellen Sonden die dabei entstehende Potentialdifferenz gemessen. Ist der Boden im Bereich der Messpunkte homogen, ergeben auch die Messfelder ein homogenes Bild. Befindet sich jedoch eine Störung – etwa ein Mauerfundament – im Boden, führt dies entsprechend zu Schwankungen im elektrischen Feld, bedingt durch den unterschiedlichen Widerstand. Die messbaren Anomalien lassen sich kartieren und mit geeigneten Analyse- und Filterprogrammen auch visualisieren.

Die Messung des Geomagnetismus basiert auf einem ähnlichen Prinzip: Gesteine werden durch das Erdfeld unterschiedlich magnetisiert. Je nachdem, was für ein Gestein verwendet wurde, kann also zum Beispiel ein Mauerfundament im Boden einen stärkeren oder schwächeren magnetischen Ausschlag

Das Fläschchen in Löwenform fand sich 1993 in einem Grab. Es dürfte wohlriechende Essenzen enthalten haben.

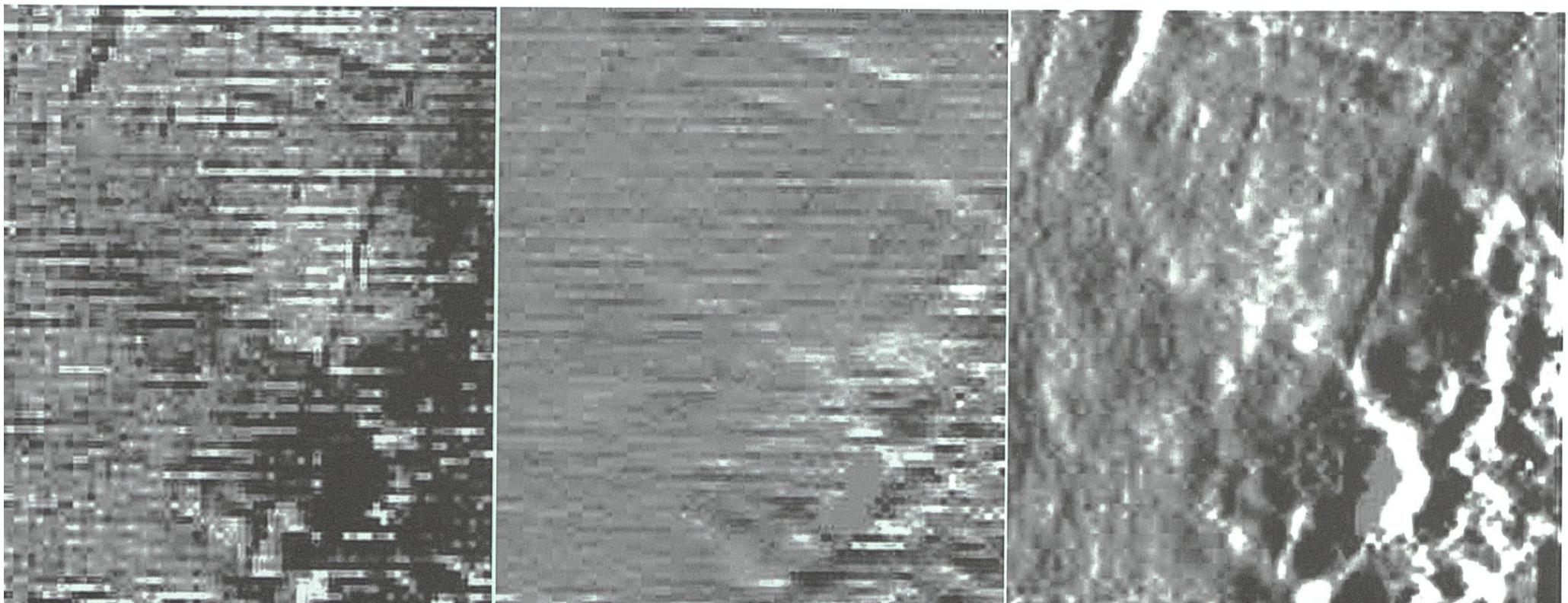


Aus den Roh-
Messdaten entsteht
durch schrittweise
Bearbeitung allmählich
ein lesbares Bild ...

geben als seine Umgebung. Auch Gruben, die mit anderem Material verfüllt sind, geben sich bei günstigen Verhältnissen als Anomalie zu erkennen.

Im Fall des römischen Gutshofes bei Wenslingen ergaben die beiden Verfahren ein erstaunlich deut-

liches Bild: Im Untergrund zeichnet sich ein ganzes System rechtwinkliger Strukturen ab, die mit grosser Wahrscheinlichkeit auf römische Gebäudeteile zurückzuführen sind. Die Komplexität der Strukturen lässt sogar vermuten, dass mit den Messungen gleich das Herrenhaus des Gutshofes erfasst wurde.



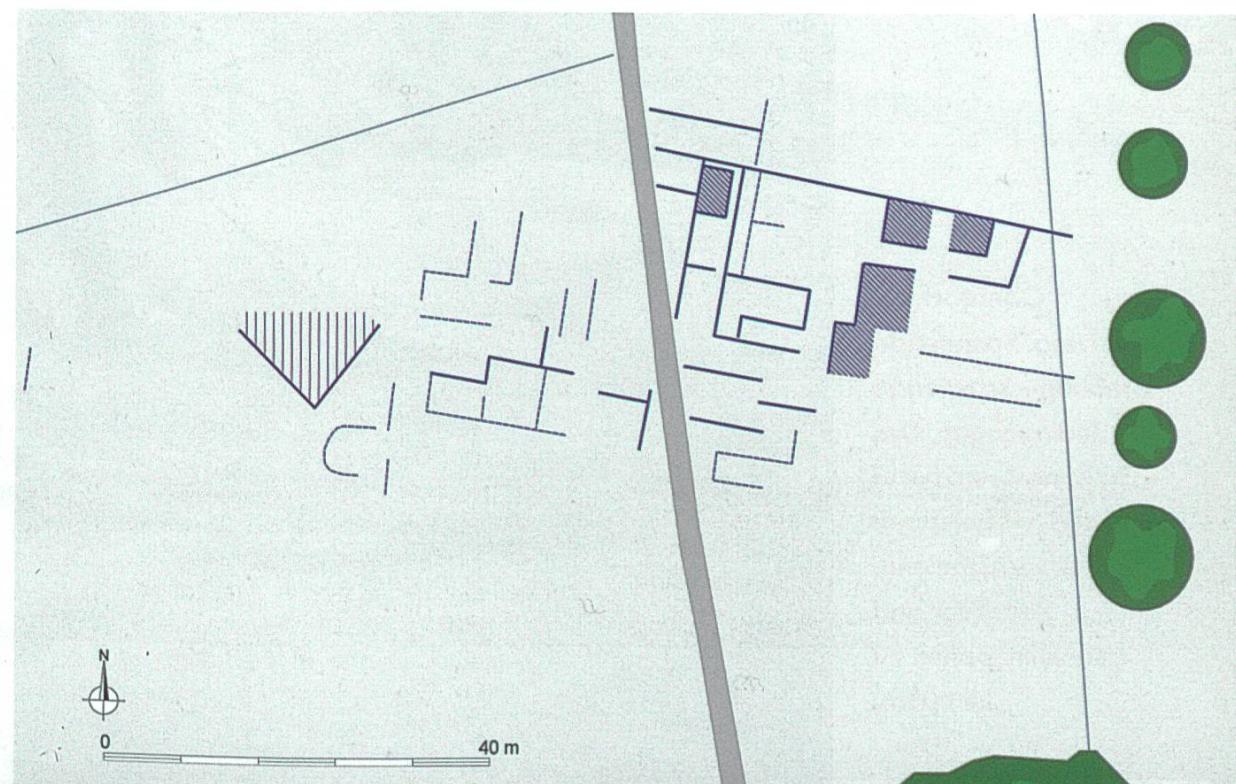
Die geophysikalische Prospektion von Manuel Buess ist ausserordentlich wichtig, weil sie hilft, die römerzeitliche Besiedlung einer Kleinregion im Oberbaselbieter Tafeljura besser zu verstehen. Es gibt erst wenige Plätze, wo das Verhältnis von Siedlung, Bestattungsplatz und möglicherweise sogar Strasse bekannt ist. Sobald es gelingt, aus solchen Beobachtungen Regeln abzuleiten, werden sich auch andere Fundplätze besser verstehen und schützen beziehungsweise im Bedarfsfall gezielter untersuchen lassen.

Eine geophysikalische Prospektion ersetzt jedoch noch keine Grabung. Wir kennen nun zwar ansatzweise den Grundriss. Die komplexe Struktur ist jedoch kaum in einem Zug entstanden. Ohne Grabung mit entsprechenden Funden wissen wir nicht, wann der Gutshof entstand, in welchen Etappen er ausgebaut wurde, oder wann und weshalb er aufgegeben wurde. Auch haben wir keinerlei Hinweise zur baulichen Qualität der Anlage. Hatte sie Säulengänge, Wandmalereien, Mosaiken und beheizte

Gemächer? Solange kein Bodeneingriff nötig wird, werden solche Fragen vorerst offen bleiben.

Durchführung: Manuel Buess
Bericht: Reto Marti
Juli 2010

... das als Ergebnis rechtwinklige Strukturen zu erkennen gibt, die auf den Standort des Herrenhauses schliessen lassen.



Oberdorf, Uli Schadweg. Spannende Grabung – schwierige Bedingungen: Das Grabungsteam hatte zeitweilig mit garstigen Wetterverhältnissen, Zeitdruck und Personalknappheit zu kämpfen.



Oberdorf, Uli Schadweg: weitere Grabung im mittelalterlichen Onoldswil

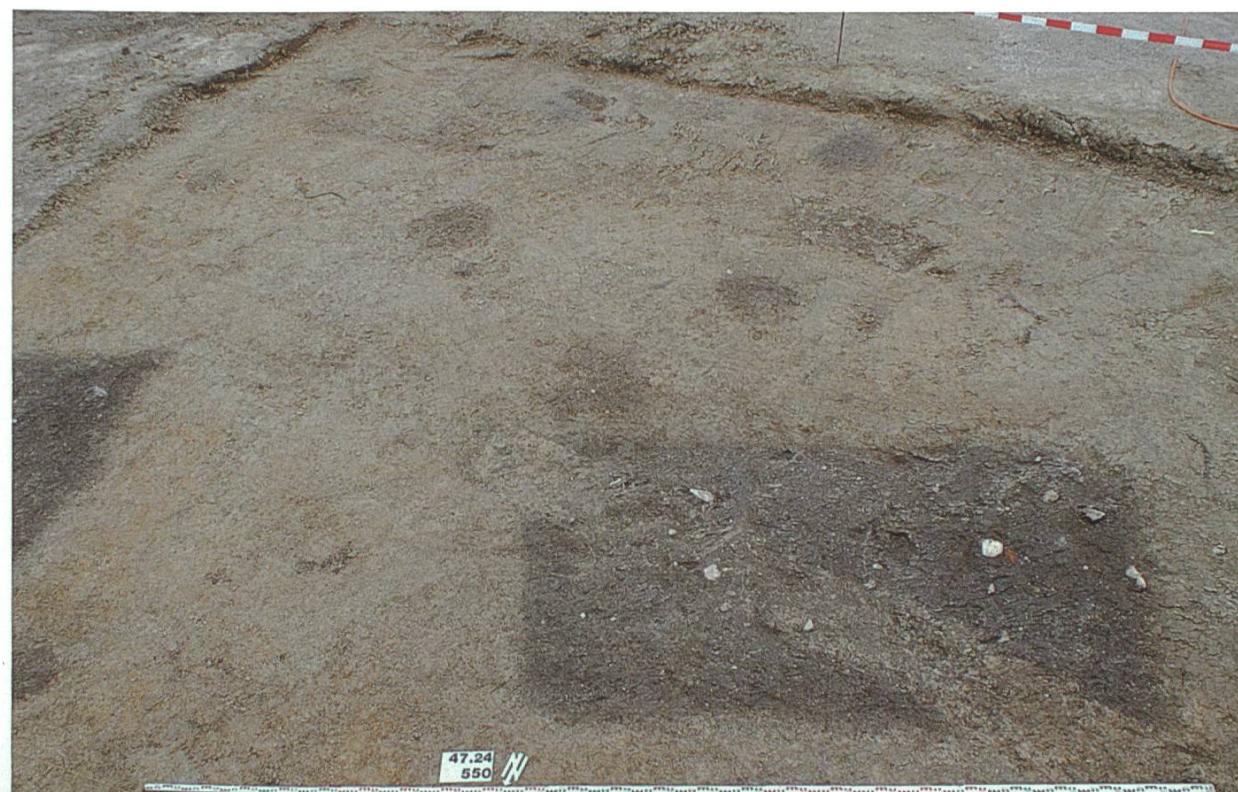
Nach der Notgrabung in der Flur «z'Hof» (vgl. Jahresbericht 2009) hatte die Archäologie Baselland 2010 erneut die Gelegenheit, in Oberdorf einen Ausschnitt des mittelalterlichen Dorfes Onoldswil zu untersuchen. In der letztjährigen Kampagne waren umfangreiche Reste eines römischen Gutshofes sowie eines frühmittelalterlichen Herrenhofes entdeckt worden. Da die neu zu untersuchende Fläche praktisch unmittelbar südöstlich an die Grabung von 2009 anschloss, waren auch hier zahlreiche Funde und Befunde zu erwarten.

Die Grabungsfläche am Uli Schadweg umfasste rund 3650 m², die in vier Monaten bewältigt werden mussten. Auslöser der Grabung war die geplante Überbauung des Areals durch sechs Mehrfamilienhäuser mit Einstellhalle. Der Beginn der Arbeiten im Februar 2010 war durch widrige Witterungsbedingungen mit Schnee und Eis geprägt. Zusätzlich wurden sie durch einen finanziellen Engpass erschwert, den das Parlament durch eine drastische

Kreditkürzung verursacht hatte. Die Kürzung hatte zur Folge, dass die Grossgrabung mit durchschnittlich nur 4–5 Personen durchgeführt werden musste.

Das untersuchte Gelände liegt auf einer sonnigen Terrasse über der Talniederung und präsentiert sich

Nach dem Humusabtrag: im Vordergrund ein verfülltes Grubenhaus, im Hintergrund Pfostengruben von Holzgebäuden.



Sarah Hänggi
weiss: Der lehmige
Untergrund verwandelt
sich bei Regen in zähen
Schlick.

als idealer Siedlungsstandort. Mit Spannung wurde deshalb die Antwort auf die Frage erwartet, ob und – falls ja – wie sich die römischen und mittelalterlichen Befunde in der neuen Grabung fortsetzen würden. Ebenfalls war zu Beginn der Grabung unklar, ob sich im Süden der Parzelle, entlang des Wei-

gistbaches, überhaupt Befunde erhalten haben oder ob sie im Laufe der Jahrhunderte durch das Gewässer wegerodiert worden waren. Wie sich während der Grabung herausstellte, kamen die meisten Befunde tatsächlich in einiger Entfernung zum Bach, auf der Geländeterrasse oberhalb der Bachböschung zum Vorschein.

Die römischen Befunde der Grabung 2010 lassen sich praktisch an einer Hand abzählen. Im Bereich der letztjährigen Ausgrabung wurde in einer nachträglich geöffneten Fläche ein weiteres Stück der römischen Umfassungsmauer der weiter westlich gelegenen Villa dokumentiert. In der eigentlichen Grabungsparzelle ist – nebst einigen Leistenziegeln – nur eine Reihe von Pfostengruben mit identischer Ausrichtung wie die römischen Mauern sowie eine grubenartige Eintiefung als potentiell römerzeitlich anzusprechen. Offenbar wurde hier effektiv die östliche Begrenzung der römischen Besiedlung erreicht.



Weit höher war die Dichte an mittelalterlichen Befunden, die aufgrund der Keramik ins 10. und 11. Jahrhundert datiert werden können. Speziell im nördlichen, höchstgelegenen Bereich der Grabung wurden dutzende Standspuren von ebenerdigen Holzhäusern sowie 20 Grubenhäusern ausgegraben.

Die mit dunklem Lehm verfüllten Halbkeller dieses typisch mittelalterlichen Haustyps zeichneten sich im hellen, anstehenden Boden deutlich ab.

Bei den Grubenhäusern liessen sich verschiedene Typen unterscheiden. Fast die Hälfte waren Zwei-

Die prächtig gelegene Terrasse über dem Tal der Vorderen Frenke war 900 Jahre lang nicht mehr überbaut.



Die letzten Reste eines Grubenhauses mit je zwei Eck- und einem Firstpfosten auf jeder Schmalseite.

pfostenbauten mit je einem Firstpfosten an den Schmalseiten. Am zweithäufigsten kamen Vierpfostenbauten mit Pfostenstellungen in jeder Ecke vor. Seltener waren Sechspfostenbauten mit zwei First- und vier Eckpfosten belegt. In fünf Grubenhäusern fanden sich Standspuren, die von Senkrechtwet-

stühlen stammen könnten. Daneben zeigen auch einige Fundgegenstände aus der Verfüllung der Grubenhäuser, dass diese wie üblich zur Textilherstellung und -verarbeitung benutzt wurden.

Aus der jüngeren Geschichte fällt vor allem ein parallel zum Weigistbach verlaufender Graben auf, dessen Funktion nicht abschliessend geklärt werden konnte. Möglicherweise wurde weiter hangaufwärts Wasser aus dem Bach abgezweigt und in diesen Graben geleitet. Das Fundmaterial aus der lehmigen Verfüllung des Grabens deutet auf eine neuzeitliche Struktur hin.



>
Oberdorf, Grabungen
z'Hof (2009) und Uli
Schadweg (2010) im
Überblick. Die 2010
untersuchten Flächen
sind rot umrandet.



Dieses Grubenhaus hatte nur zwei Firstpfosten für das Dach. Die Seitenwände waren mit Flechtwänden ausgekleidet.

Betrachtet man die beiden Grossgrabungen von 2009 und 2010 im Zusammenhang, wird der Ablauf der Besiedlung seit der Römerzeit nun allmählich klarer: Nach der Aufgabe der römischen Villa war das Areal anscheinend ungenutzt, bevor im 7. Jahrhundert eine erneute Siedlungstätigkeit

einsetzte, die bisher allerdings nur anhand einiger Gräber erkennbar ist. Im 8./9. Jahrhundert wird die Besiedlung mit dem mutmasslichen Herrenhof in der Flur «z’Hof», mitten im römischen Siedlungsareal, manifest (Grabung 2009). Es dürfte sich um den Herrenhof in «Honoltesvillare» handeln, den



eine Königsurkunde von 835 erwähnt. Die Siedlung wuchs weiter und verlagerte sich – wie die Ausgrabung von 2010 zeigt – im Laufe der Zeit mehr in Richtung des heutigen Ortskerns. Sie wurde im Hochmittelalter «Onoldswil» genannt und umfasste auch die rund 500 Meter weiter talabwärts liegen-

de, bedeutende Talkirche St. Peter, die archäologisch noch nicht untersucht ist. Unmittelbar oberhalb wurden aber bereits in den 1970er Jahren die Reste einer Grabkapelle aus dem 8./9. Jahrhundert entdeckt. Die Trennung zwischen einem oberen und einem niederen Dorf – Oberdorf und Niederdorf

Vom Textilhandwerk in den Grubenhäusern zeugen ein Webbrettchen, ein Webschiffchen und das Schwungrad einer Spindel.

<

Typische Verfüllung eines mittelalterlichen Grubenhauses. Zuunterst liegen Steine, vermutlich Mauerschutt der nahen römischen Villa, darüber gelbbrauner Lehm, direkt überdeckt vom Humus. Ein zugehöriges Ausenniveau ist nicht erhalten.



Das Team: Zivi Matthias Sägesser, Alessandro Mastrovincenzo, Susanne Afflerbach, Sarah Hänggi und Zivi Gabriel Aberegg (vlnr).

– dürfte erst nach dem Erdrutsch vom Dielenberg von 1295 erfolgt sein.

Eine grosse Überraschung bot sich nach Abschluss der Grabung beim Waschen und Inventarisieren der Funde: Mitten unter den Überresten des mit-

telalterlichen Dorfes befand sich eine Grube mit auffallend dickwandigen, prähistorischen Keramikscherben. Sie stammen von mehreren Gefäßen, die seinerzeit wohl sorgfältig deponiert worden waren. Nach dem Reinigen entpuppten sie sich als charakteristische Töpfe der so genannten Horgener Kultur.



Diese jungsteinzeitliche Kultur (3500–2800 v. Chr.) ist bisher vor allem durch Seeufersiedlungen des schweizerischen Mittellandes bekannt. Umso grösser ist die Bedeutung des Neufundes aus Oberdorf als Mosaikstein im Bild der jungsteinzeitlichen Besiedlung gewissermassen im «kargen Hinterland»

der Pfahlbauregionen, in dem die Erhaltungsbedingungen wesentlich ungünstiger sind.

Bericht: Jan von Wartburg, Reto Marti
örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Februar bis Juni 2010

Praktikant Daniel Reber bei seinem ersten Feldeinsatz und Grube mit Keramikscherben der jungsteinzeitlichen Horgener Kultur.



Liestal, Oberes Tor: neue Einblicke in die alte Stadtbefestigung

Liestal, Oberes Tor. Die Mauern des Brückenkopfes, rechts dahinter der Ansatz des Brückengewölbes in Richtung Oberes Tor.

Schon seit langem kursieren Gerüchte, vor dem «Törl» in Liestal seien geheimnisvolle unterirdische Gewölbe erhalten. Die Tiefbauarbeiten in Zusammenhang mit der Umgestaltung des Wasserturmplatzes boten die Gelegenheit, den Sachverhalt zu überprüfen. Dabei kamen vor dem Obertor tatsäch-

lich die Überreste zweier früherer Brückengewölbe sowie von Befestigungsanlagen zum Vorschein.

Im Mittelalter und in der Neuzeit war das Obertor durch zwei Gräben geschützt. Der südliche, äussere Graben war zugleich ein Gewerbekanal, in dem aus dem Orisbach abgezweigtes Wasser floss. Dieses trug dazu bei, dass die Sägemühle Ergolzhof, die so genannte «Gestadeckmühle», antrieben. Bereits auf dem Merian-Plan von 1642 wird der kleinere äussere Graben von einer Gewölbebrücke überspannt, während über den eigentlichen Wehrgraben eine Fallbrücke führte. Dieses rund sechs Meter breite, vorwiegend aus Tuffsteinen gefügte Gewölbe steckt tatsächlich noch im Boden und konnte bei den Bauarbeiten 2010 punktuell fotografisch dokumentiert werden. Eine genauere archäologische Aufnahme des Befundes fand bereits im Jahr 1991 statt.

Auf der Stadtansicht von Jakob Meyer von 1663 präsentiert sich die Situation leicht verändert. Nun ist das Stadttor zusätzlich durch einen Zwinger geschützt, und auch der gegenüber liegende, südliche Brückenkopf ist befestigt. Auch Teile dieses Bau-



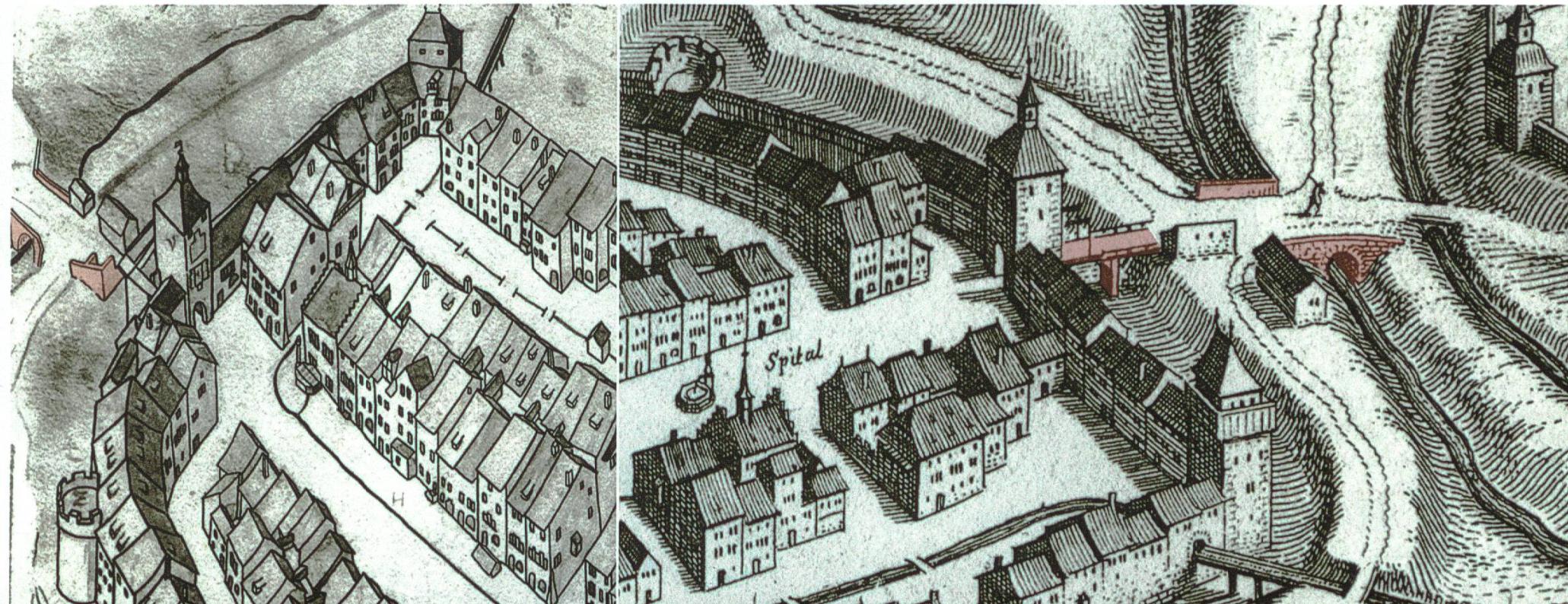
werks, das die äussere Grabenböschung neben der Brücke zusätzlich verstärkte und sicherte, wurden bei den Tiefbauarbeiten wieder freigelegt. Dabei zeigte sich, dass man die Fallbrücke über den eigentlichen Wehrgraben in späterer Zeit durch eine Gewölbebrücke ersetzt hatte. Diese wurde genutzt,

bis man im späteren 18. Jahrhundert allmählich daran ging, die Stadtgräben aufzufüllen.

Bericht: Jan von Wartburg/Reto Marti

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Juli 2010

Die im Text erwähnten
Partien in den
Darstellungen von
Meyer (1663, links) und
Merian (1642, rechts).



Liestal,

Gerberstrasse 27.

Blick auf die Überreste
des Gerbereibetriebs.

In den ummauerten
Gruben im Hintergrund
steckten ursprünglich
Holzbottiche. Auch
in der grossen, hier
noch mit gelbem
Lehm verfüllten
Grube in der linken
Bildhälfte stand ein
Holzbottich. Dessen
Aussenseite wurde
mit Bruchsteinen
hintermauert und mit
Lehm abgedichtet.



Liestal, Gerberstrasse 27: Haus und Werkstatt eines Gerbers

Das Untersuchungsobjekt stand ursprünglich als Kopfbau einer Häuserzeile am Rand der Vorstadt, die sich im 16. Jahrhundert in der Niederung nördlich der Altstadt entwickelte und wo sich das Kleingewerbe, insbesondere das Gerberhandwerk ansiedelte. Der geplante Umbau der Liegenschaft löste eine Grabung und eine Bauuntersuchung aus. Diese lieferten das umfassende Bild einer Gerberei, die gemäss Jahrring-Datierung 1581 errichtet wurde. Die Anlage scheint bis ins 19. Jahrhundert bestanden zu haben. 1864 verkaufte die «Wittwe Brodbeck, Gerbers», als letzte Zeitgenossin des dortigen Gerberhandwerks verzeichnet, den Besitz.

Das ursprüngliche Gebäudekonzept war auf die spezifische Nutzung ausgerichtet. So beherbergte das Erdgeschoss strassenseitig mehrere Gerbergruben und an der Ostmauer eine Feuerstelle. Der Betrieb startete mit zwei Gerberbottichen. Die Produktion schien gut zu laufen, denn bald wurden zwei weitere Gruben eingetieft. Alle besaßen eine einfache Ummantelung aus gemörteltem Mauerwerk. Die

Innenseiten waren mit einem bis 6 Zentimeter dicken, feinen Kalkmörtel ausgestrichen. In die noch feuchten Mauergruben wurden dann die mit Ruten umspannten Bottiche gestellt. Deren Durchmesser betragen jeweils einen Meter. Die Bottichsohlen lagen rund 40 Zentimeter unter dem anstehenden

Nordostansicht von Liestal (Emanuel Büchel 1735). Im Vordergrund das an der Ergolz liegende Gewerbeviertel (Staatsarchiv Basel).



Oben links die Reste der vier gemauerten Fassgruben, unten links die grosse, mit Lehm abgedichtete Grube, rechts die Kanalmauer.

Untergrund. Mit einem postulierten Überstand von 20 Zentimetern waren sie knietief und bündig zum auf Unterlagsbalken liegenden hölzernen Arbeitsboden. Die zurzeit laufenden chemischen Analysen an Sedimenten und Holzresten sollen Aufschluss über die angewandte Gerbmethode geben.

Quer durch die rückwärtige Haushälfte floss ein offen liegender Gewerbekanal. Dieser bediente auch die Liegenschaften der Nachbarparzellen mit Frischwasser. Der Gewerbekanal verlief parallel zur Gerberstrasse, der alten Hauptgasse durch das untere Vorstättchen. Er war etwas über einen halben Meter tief, seine Sohle im natürlichen Lehmuntergrund stark versinternt. Das Verfüllmaterial stammte aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Die gemauerten Kanalwände und die überwölbten Partien im Bereich der Brandmauern stehen im Verband mit dem Untersuchungsobjekt. Es scheint demnach, dass das Quartier inklusive Parzellenüberbauung und Nutzung – mit gewissen späteren Anpassungen (siehe Liegenschaft Gerberstrasse 11) – planmäßig angelegt wurde. So darf aufgrund des Fehlens von Fenstern in den Giebelseiten ein beim Bau bereits berücksichtigtes westliches Nachbargebäude mit Obergeschoss und Dachgeschoss angenommen und damit auf eine angestrebte Zeilenüberbauung geschlossen werden.

Der Zugang in die zwei unabhängigen oberen Wohngeschosse erfolgte über einen externen Lau-



benanbau auf der Ostseite. Dieser ist in seiner zweiten Phase als Fachwerkbau noch partiell erhalten. Der erste Anbau – substantiell nicht mehr nachweisbar – hatte nicht die ganze Gebäudetiefe eingenommen, da im strassenseitigen Teil prominente Fenster den Blick auf den Gestadeckplatz ermöglichten. Von der Laube aus gelangte man durch mächtige Eingangstüren in die jeweilige Küche, die denselben Kaminschlot nutzten wie die Feuerstelle im Erdgeschoss. Lediglich der Dachraum war vom zweiten Obergeschoss aus über einen internen Treppenaufgang zugänglich.

Das Gebäude rechts enthält noch Reste der Laube, daran anschliessend Liegenschaft 27 nach dem Umbau. Das letzte Gebäude der Zeile ist die Liegenschaft Gerberstrasse 11 (s. unten Seite 72 f.).

An die Küchen schloss jeweils eine Kammer an. Strassenseitig befand sich pro Wohngeschoss eine Stube. Im ersten Obergeschoss war diese unterhalb der Decke mit gefasten Balken und um die Fensternischen herum mit Schwarzpunkt-Malereien geschmückt. Sämtliche Deckenbalken aller Geschosse



inklusive Ankerbalken des Stuhls verliefen in der Längsrichtung des Hauptbaus. Das zweigeschossige Dachwerk aus liegendem Stuhl mit Sparren stammt noch aus der Bauzeit des Gebäudes. Der Nachweis von Trocknungsvorrichtungen für die Tierhäute liess sich aber weder für den Dachraum des Hauptbaus noch für den Laubenbau erbringen.

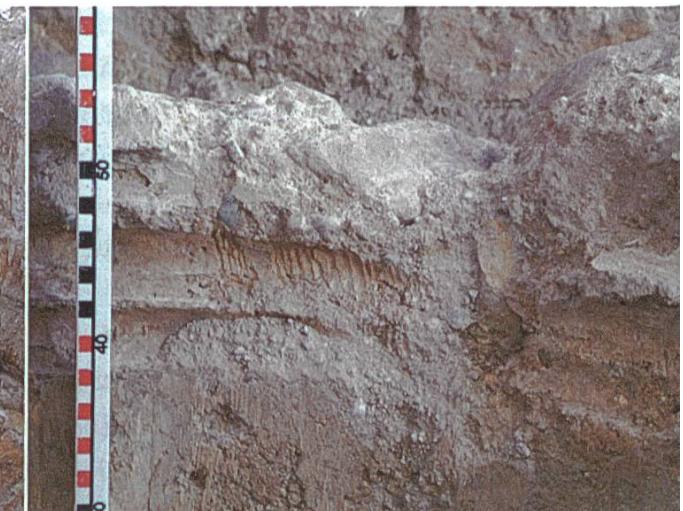
Das Meisterbuch der Rotgerber liefert für den Zeitraum von 1655–1809 interessante Details zum Liestaler Gerberhandwerk. So sind für die Mitte des 17. Jahrhunderts in Liestal sechs Meister bekannt. Immer wieder versuchte die städtische Gerber-Zunft, die Gerbereien auf der Landschaft zu verbieten oder zumindest ihre Tätigkeit auf ein Minimum



Detail eines zur Hälfte ausgegrabenen Gerberbottichs. Gut erkennbar sind die Holzreste des Eichenfasses.



Über dem Fassboden zeichnen sich im Mörtelbett die Negative der Ruten ab, die als Fassreifen dienten.



Wie der Negativabdruck in der Bildmitte zeigt, waren die Ruten ihrerseits umwickelt, damit sie sich nicht lösen konnten.

zu reduzieren. Als Vorwand wurde dabei die Vernachlässigung der Feldarbeit angeführt: Die «Bauern» sollten sich auf die Nahrungsmittelproduktion konzentrieren und das – lukrative – Handwerk den «freien Bürgern» überlassen. Eine Verordnung der Basler Obrigkeit von 1733 erwies sich in diesem Bestreben indes als Bumerang: Die Landgerber durften fortan ihre Rohstoffe nicht mehr in der Region einkaufen, sondern mussten vor allem die als Gerbmittel benötigte Eichenrinde (die sogenannte Lohe) aus dem Solothurnischen und dem Bernbiet beziehen. Dort war der Einkauf jedoch billiger und die Ware qualitativ besser, so dass sich die Basler bald beklagten, mit den Preisen der Landschäftler nicht mehr mithalten zu können. Schliesslich wurden die Liestaler Gerber der städtischen Zunft untergeordnet und sie durften die Rohstoffe nicht mehr von auswärts beziehen.

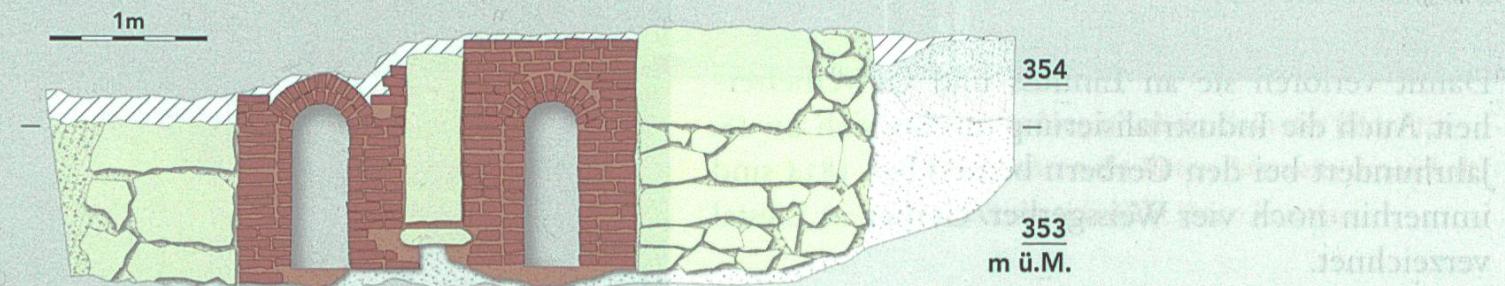
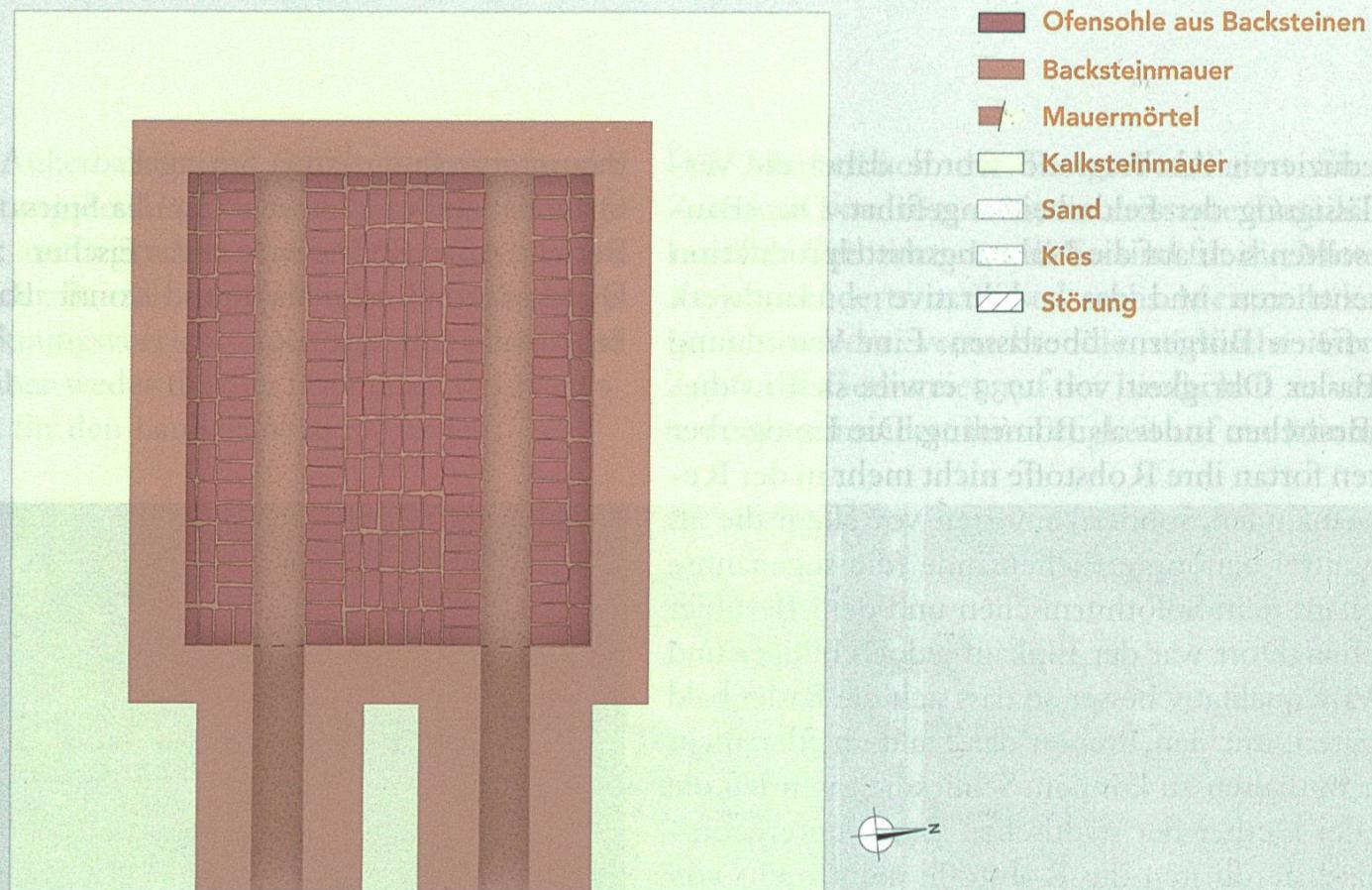
Damit verloren sie an Einfluss und Gewerbefreiheit. Auch die Industrialisierung machte sich im 18. Jahrhundert bei den Gerbern bemerkbar. 1834 sind immerhin noch vier Weissgerber/Gerber in Liestal verzeichnet.

Bauuntersuchung: Anita Springer
Örtliche Grabungsleitung: Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer, Andreas Fischer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Februar bis Juli 2010

Ansatz eines
spätgotischen
Mehrfachfensters mit
Schwarzpunktmalerei
im ersten Ober-
geschoss.



Laufen, Delsberger-
strasse 94/96.
Grundriss und Ansicht
der Frontseite mit den
beiden Schürlöchern
und anschliessenden
Feuerungskanälen.



Laufen, Delsbergerstrasse 94/96: Einblick in ein bedeutendes Laufner Handwerk

Das keramische Gewerbe hat in Laufen eine lange und bedeutende Tradition. Die stark eisenhaltigen, kalkarmen Tonerden der Umgebung sind erstklassige Rohmateriallieferanten. Neben der «Ziegelscheune» am rechten Birsufer, die einen der besterhaltenen Handziegelöfen der Schweiz birgt und deshalb unter Schutz steht, gab es weitere Ziegeleien im Umkreis der Kleinstadt, die ab dem 15./16. Jahrhundert die gesamte Region mit ihren Erzeugnissen versorgten.

Eine dieser Ziegeleien lag am linken Birsufer, rund 600 Meter flussabwärts nördlich der Ziegelscheune und damit näher an der Altstadt. Nach dem Abbruch eines Bauernhauses von 1922 kamen unter der angebauten Scheune beim anschliessenden Aushub die Fundamente eines Brennofens dieser Ziegelei zum Vorschein. Erhalten war der Feuerungsraum mit zwei Luftzügen eines so genannten Schachtofens – ein rechteckiger, turmartiger und

oben offener Ofentyp, der bis ins 20. Jahrhundert hinein weit verbreitet war.

Der Ofen war zweischalig gemauert. Eine äussere Schale bestand aus Back- und zum Teil ungewöhnlich mächtigen Kalksteinen. Die innere Schale war

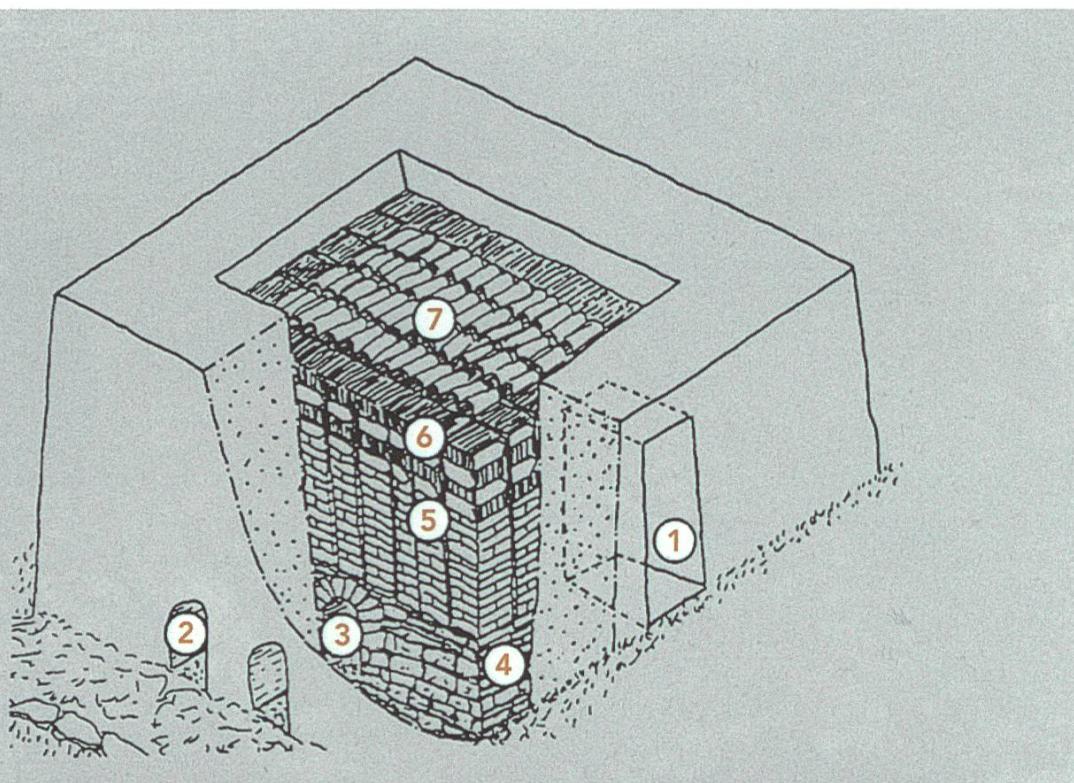
Blick nach Nordosten in die freigelegte Feuerkammer.



vollständig aus Backsteinen von $21 \times 11 \times 4$ Zentimetern gemauert und durch die starke Hitze glasig versintert.

Zwei bei der Auffindung noch zugemauerte Schüröffnungen führten zu leicht nach hinten anstei-

genden Feuerungskanälen. Die Frontmauer war mit 1.5 Metern Dicke mächtiger als die Seitenmauern und die Rückseite. Im Gegensatz zu älteren Modellen sind bei einem Schachtofen der Feuerungsraum und die Brennkammer baulich nicht voneinander getrennt. Für jeden Brennvorgang musste die Feuer-



Schematische Darstellung
eines Schachtofens (Claudia
Hermann, Bericht der
Stiftung Ziegelei-Museum
10, 1993, Abb. 41)

1 Beschickungsöffnung
2 Feueröffnungen
3 Feuerraum
4 Kalksteine
5 Backsteine
6 Dachziegel
7 Hohlziegel

kammer neu eingerichtet und mit einer Lochtenne nach oben zur Brennkammer hin abgeschlossen werden. Auf der Lochtenne wurde das Brenngut gestapelt. Die Öffnung für die Beschickung des Ofens ist nicht erhalten. Sie lag wie in vergleichbaren Anlagen wohl ebenerdig.

Mit Innenmassen von 3×2.65 Metern war der Ofen nur geringfügig grösser als der jüngere und besser erhaltene Ofen der Ziegelscheune, der ins späte 17. oder frühe 18. Jahrhundert datiert. In diesem liessen sich gemäss Berechnungen mit einer Füllung rund 11'000 Dachziegel und 6–8 Kubikmeter Kalk für die Mörtelherstellung brennen.

Bei Eintreffen der Archäologie Baselland lag der Ofen bereits frei und die Scheune, unter der er lag, war vollständig abgebrochen. Trotz Kontrolle des weiteren Aushubs auf der gesamten Parzelle kamen

keine zusätzlichen Spuren der Ziegelei zum Vorschein.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Marcel Eckling
Juni 2010

Die Gebäude im Umkreis des Ziegelbrennofens waren leider bereits abgebrochen.



Duggingen, Angenstein: ein besonderer Schatzfund

Duggingen bzw. ein Wald bei Pfeffingen: Die Entdeckung der grösseren Glocke, die schützend über den anderen Objekten lag.

Am 18. Juli 1984 zerstörte ein Grossbrand die mittelalterliche Burg Angenstein. Dabei wurde auch die Schlosskapelle mitsamt Glockentürmchen zerstört. Die beiden darin befindlichen Glocken blieben nach dem Brand verschollen. Niemand wusste, was mit ihnen geschehen war. Burg und Kapelle

wurden anschliessend renoviert, die verschollenen Glocken durch Nachbildungen ersetzt.

Der Grellinger Hobbyarchäologe Wolfgang Niederberger war seit Jahren dieser spannenden Geschichte auf der Spur. Niederberger, der seit kurzem eng mit der Archäologie Baselland zusammenarbeitet, hatte gerüchtehalber erfahren, dass die Glocken seinerzeit entwendet und an einem geheimen Ort vergraben worden seien.

Nach geduldiger Detektivarbeit war er im Frühjahr 2010 schliesslich am Ziel: In einem Wald bei Pfeffingen, in einer engen Grube tief im Boden, entdeckte er die beiden bronzenen Glocken mitsamt Klöppeln, Aufhängeisen und Jochlagern. Die Fundsituation zeigt, dass die Räuber die Glocken mitsamt den zugehörigen Eisenbeschlägen von den



hölzernen Jochen, an denen sie ursprünglich im Glockentürmchen aufgehängt waren, abmontiert hatten, bevor sie sie vergruben.

Den Beweis, dass die Glocken tatsächlich von Angenstein stammen, liefert der Fund gleich selber. Die kleinere Glocke trägt die Inschrift «IM JAHR 1826». Diese Jahreszahl findet sich auch an der Burgkapelle von Angenstein. Zwar stammt die Kapelle aus der Zeit um 1560, doch zeigt ihre romantisierende Ausmalung, dass man sie im 19. Jahrhundert grundlegend renoviert hat. Die beiden Glocken müssen im Rahmen dieser Renovation gespendet worden sein. Sie dürften den beiden Angensteinen Schutzheiligen St. Wendelin und St. Anna geweiht gewesen sein.

Die Archäologie Basel-Land verdankt Wolfgang Niederberger mit diesem Fund ein ganz besonderes Ensemble mit einer aussergewöhnlichen Geschichte.

Bericht: Reto Marti
März 2010

Wolfgang Niederberger mit seinem Fund. Auf der kleinen Glocke ist die Inschrift «IM JAHR 1826» zu erkennen.



Läufelfingen, Homburg: neue Ergebnisse zur Baugeschichte des Wohnturms

Läufelfingen, Homburg.

Die Bretter aus dem Verschlussriegelkanal an einem der Fenster konnten grob um 1300 datiert werden.

Auch die abschliessende Etappe der Sanierungsarbeiten auf der Homburg erbrachte neue baugeschichtliche Erkenntnisse. Am Wohnturm wurde die Zeit bis zum Abbau des Gerüstes im Sommer genutzt, um die aussagekräftigen Situationen zu untersuchen und später nicht mehr zugängliche

Baubefunde zu dokumentieren. Dabei liess sich eine offene baugeschichtliche Frage klären, die bereits im letzten Jahresbericht dargestellt wurde: Auf Grund der historischen Überlieferung und der typologischen Einordnung ist man bisher davon aus gegangen, dass der mehrgeschossige Wohnturm von Graf Hermann IV. von (Neu-) Homburg in der Zeit um 1240 erbaut wurde. Im Laufe der Untersuchung zeigte sich, dass das Mauerwerk der Aussenfassaden im unteren und im oberen Teil des Turmes unterschiedlich ist, indem das Mauerwerk unten sorgfältiger gesetzt ist als oben. Zudem sind nur unten Gerüsthebellöcher vorhanden.

Durch drei in das Mauerwerk eingebundene Hölzer im oberen Teil war eine dendrochronologische Datierung dieses Bauteils möglich. In der Nische eines mehrfach umgebauten Fensters im zweiten Obergeschoss hat sich das Holzfutter des Riegelkanals eines Fensterverschlusses erhalten. Das Holzfutter besteht aus vier jeweils etwa zwei Meter langen und zehn Zentimeter breiten Weisstannenbrettern. Es war beim Aufmauern in das Mauerwerk eingesetzt worden und gehört somit sicher dem originalen



Baubestand an. Die dendrochronologische Untersuchung ergab ein Fälldatum «am Ende des 13. oder zu Beginn des 14. Jahrhunderts».

Ein an derselben Fassade aussen im Verband steckender Balken – wohl einer Fensterbedachung – wurde «1318 bis 1350 – nach den 1320er Jahren jedoch wegen der Breite der Jahrringe unwahrscheinlich» datiert. Das Fälldatum eines weiteren Balkens an der gegenüber liegenden Seite liegt zwischen 1337 und 1356, wobei unsicher ist, ob dieser Balken wirklich im Originalverband ist. Damit kann der obere Teil des Wohnturms in die erste Hälfte, möglicherweise sogar in das erste Viertel des 14. Jahrhunderts datiert werden.

Da keine deutliche Trennlinie vom unteren zum oberen Mauerabschnitt festzustellen ist, das Mauerwerk an der Innenseite den aussen festgestellten Unterschied nicht aufwies und auch der Mörtel relativ einheitlich ist, liess sich eine Zweiphasigkeit ausschliessen, so dass der gesamte Turm offensichtlich doch in einem Zuge erbaut worden ist. Das bedeutet, dass die Datierung des oberen Bereiches für

den gesamten Bau zutrifft. Der Befund der unterschiedlichen Struktur des Außenmauerwerkes kann durch die Verwendung unterschiedlicher Gerüste erklärt werden: Im unteren Bereich ermöglichen innen und aussen aufgestellte Stangengerüste mit durch das Mauerwerk reichenden Verankerungen

Stumpf eines Balkens, der einmal einen Erker an der Nordwestseite getragen hat. Er datiert zwischen 1337 und 1356.



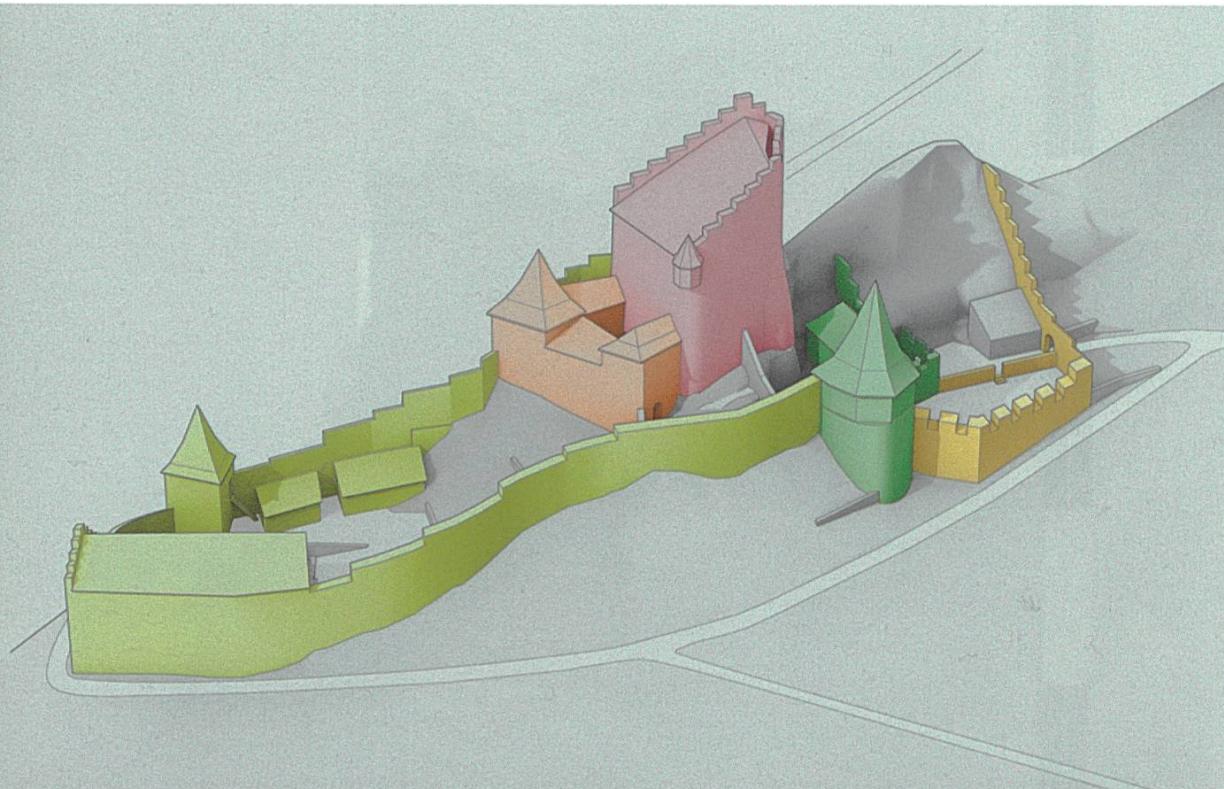
Für die Besucherführung vor Ort wurde ein dreidimensionales Modell der Burg erstellt (Joe Rohrer, Luzern).

das saubere Versetzen der Steine an der Aussen- und an der Innenschale. Nach dem Erreichen der Höhe des ersten Obergeschosses wurde dieses beidseitige Gerüst durch ein auf den Deckenbalken aufgebautes Bockgerüst im Innern ersetzt. Damit war ein saubereres Aufmauern der Aussenschale nicht mehr

möglich, so dass sich dort eine weniger sorgfältige Mauerstruktur ergab.

Die Neudatierung des Wohnturms in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zeigt, dass dieser nicht durch Graf Hermann IV. von (Neu-) Homburg, sondern durch den Basler Bischof erbaut wurde, der die Herrschaft mit der Burg 1305 erworben hatte.

Im Laufe der Bauuntersuchung wurden zudem mehrere Ausbauetappen des Wohnturmes aus der Zeit nach 1400 festgestellt. Sie stammen demnach aus der Zeit, nachdem die Stadt Basel die Burg übernommen hatte und sie als Landvogteisitz ausbaute. Dabei handelt es sich insbesondere um Vergrösserungen der Fenster, aber auch um eine Erhöhung des Daches.



In der während der Basler Zeit nach 1400 erstellten Unterburg zeigte sich, dass die Umfassungsmauern in einem Zuge erbaut worden waren. Auch der am Osttor, dem Läufelfinger Tor, stehende Rundturm wurde bald nach 1400 erbaut, jedoch 1539 für die Aufstellung von Geschützen mit Schiessscharten und einem veränderten oberen Aufbau versehen.

Die Ergebnisse, insbesondere die Neudatierung des Wohnturms, zeigen deutlich, wie wichtig Bauuntersuchungen bei der Sanierung historischer Gebäude sind. Da die Grundsätze der modernen Denkmalpflege fordern, bei Veränderungen an historischen Bauten den Bestand und Veränderungen zu dokumentieren, verursachen detaillierte Bauuntersuchungen nur geringe Mehrkosten. Sie können jedoch wichtige kulturgeschichtliche Ergebnisse erbringen.

Bericht: Michael Schmaedecke, Claudia Spiess
Projektleitung: Michael Schmaedecke
Leitung Dokumentation: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Januar bis Oktober 2010

Reste des
Tonplattenbodens
beim Läufelfinger
Tor. Dahinter die
Pflästerung des
vorderen Hofes.

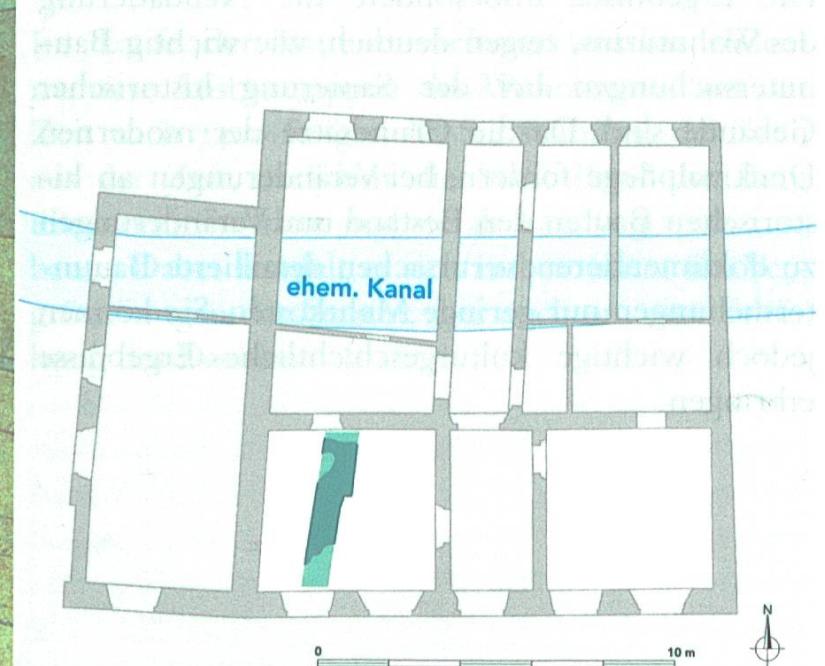


Liestal, Gerberstrasse 11: eine ältere Parzellenbebauung

Im Katasterplan von Friedrich Baader von 1825 ist der Gewerbe-kanal parallel zur Ergolz eingetragen. Rechts der Mauerbefund im Plan.

An der Gerberstrasse 11 begleitete die Archäologie Baselland das Abtiefen zweier nicht unterkellerter Räume im Erdgeschoss einer ehemaligen Gerberei. Gemäss Jahrringdatierung wurde das Holz für das Gewerbegebäude im Winter 1797/98 geschlagen. Der grosszügige Dachstuhl der Liegenschaft besitzt

über seine ganze Länge ein durchlaufendes Band aus Gauben. Der auf diese Weise gut durchlüftete Dachraum diente als Trocknungsboden von grossen Tierhäuten, was bezeichnend ist für das Handwerk des Rot- beziehungsweise Lohgerbers.



Beim Absenken des Bodens um 40 Zentimeter kam mitten im westlichen Raum eine ältere Mauer zum Vorschein. Sie zeigt, dass der Neubau von 1797/98 ohne Rücksicht auf die ältere Parzellierung entlang der Strasse positioniert wurde. Reste eines Tonplattenbodens in ähnlicher Orientierung und auf passendem Bodenniveau, ansonsten jedoch ohne Zusammenhang, könnten auf einen einstigen Innenraum im Osten dieses älteren Steinbaus hinweisen. Der Fundamentbereich der Mauer wurde nicht freigelegt. Der Aushub im zweiten Raum bewegte sich lediglich im Auffüllschutt des späten 18. und 19. Jahrhunderts. Es wurde kein älteres Bodenniveau erreicht. Die zu erwartenden Gerbergruben dürften tiefer liegen.

Aufgrund des Mauerbefundes müssen sich spätestens Ende des 18. Jahrhunderts die umliegenden Parzellengrenzen verschoben haben. Nachweislich verdichtete sich damals jedenfalls die Bebauung der ursprünglich lockeren Gewerbesiedlung zur geschlossenen Vorstadt. Bereits im Jahr 1536 hatte die Stadt Basel eine Bauordnung für die Stadt Liestal

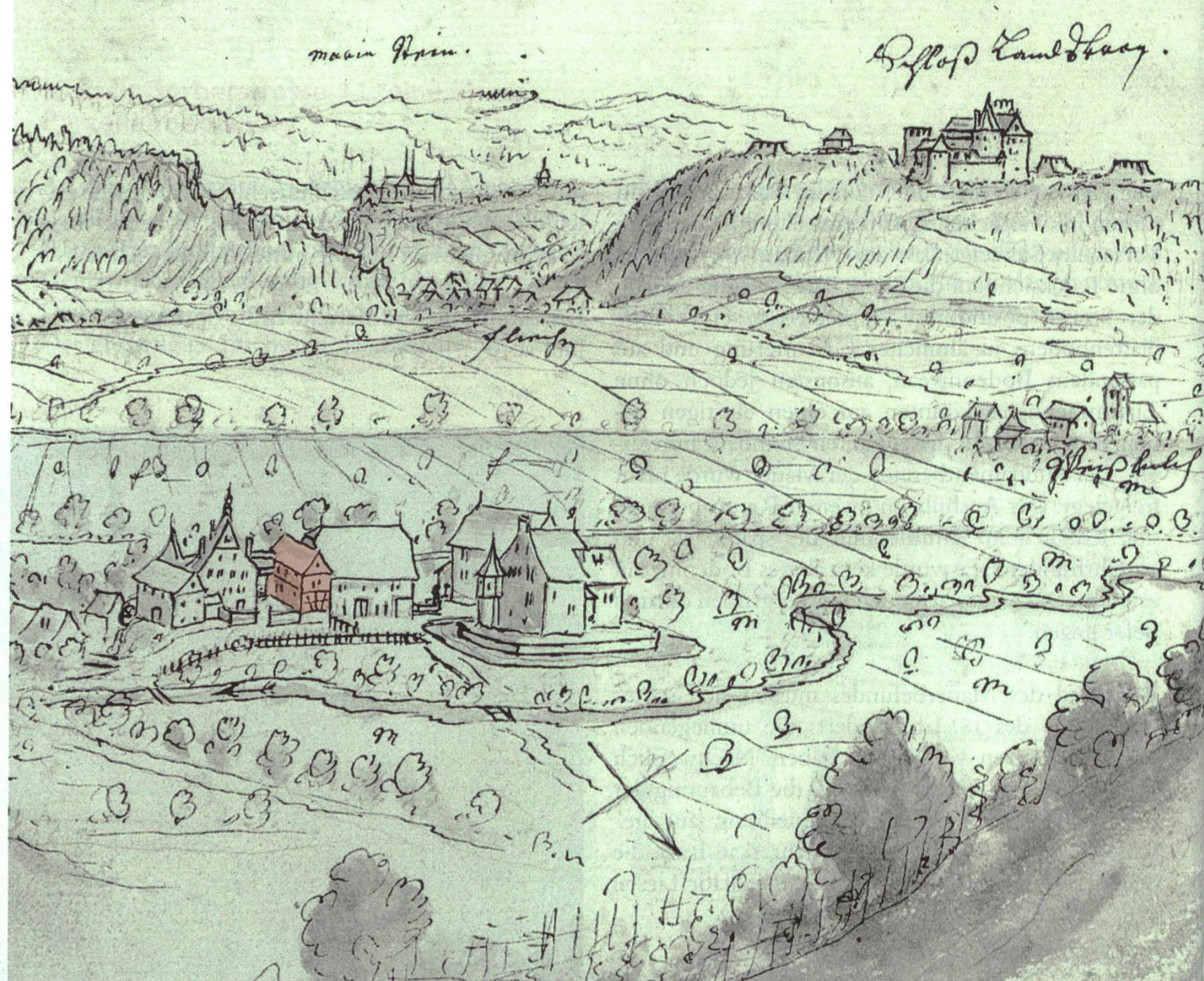
mit Vorschriften zum «schnurschlechten», sprich geschlossenen Bauen erlassen. Vielleicht betraf diese Massnahme nicht nur die mittelalterliche Altstadt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juni 2010

Liestal,
Gerberstrasse 11.
Die Mauerreste
des Vorgängerbaus
folgen einer älteren
Baugrenze.



Biel-Benken, Mühle.
Auf der lavierten
Federzeichnung
von Emanuel Büchel
(1754) steht anstelle
des heutigen Unter-
suchungsobjektes
zwischen Mühle (links)
und der Schloss-
ökonomie (rechts)
noch ein Fachwerkbau
(Kupferstichkabinett
Basel).



Biel-Benken, Mühle: Zwischenbau schützt bemalte Eckquader

Die Mühle in Biel-Benken wird aufgrund einer Inschrift ins Jahr 1615 datiert. Der mächtige Steinbau war einst mit zwei Wasserrädern ausgestattet. Er gehörte bis zur Gütertrennung im Jahr 1649 zum Gebäudekomplex des benachbarten Wasserschlosses im damaligen «Benckhen».

Aufgrund des geplanten Einbaus von Wohnungen wurde nun eine an die Mühle anschliessende Scheune bauarchäologisch untersucht. Hilfreiche Informationen zur Baugeschichte lieferten dabei die Holzaltersbestimmung und historische Abbildungen aus den Jahren 1680 und 1754.

Der heutige Zustand der Scheune geht gemäss Jahrringdatierung auf Baumassnahmen nach dem Winter 1780/81 zurück. Sie füllte die Lücke zwischen dem Hauptbau der Mühle und der ehemaligen Schlossökonomie und ersetzte einen parallel zu Mühle und Vorplatz giebelständig stehenden Fachwerkbau. Im selben Jahr wurden nach dem Tod des Schlossbesitzers dessen anscheinend baufälliger

Repräsentationsbau abgerissen und die Wassergräben aufgefüllt. Die diversen wiederverwendeten Bauhölzer im Dachstuhl der untersuchten Scheune sowie die in der Rückfassade verbauten Spolien mögen vom Vorgängerbau aus Fachwerk oder dem Schloss stammen.

Rückseite mit ehemaliger Schlossökonomie, anschliessender Scheune und Hauptbau der Mühle.



Die Eckquader-Bemalung nach einer ersten Reinigung ...

Die Scheune orientiert sich an der älteren, einst freistehenden Schlossökonomie, dessen Dach in die Jahre 1684/85 datiert ist, und stösst dementsprechend schräg auf das Mühlegebäude. Die Deckenbalken laufen zur Traufe, greifen also nicht in den Mühlehauptbau ein, sondern liegen auf der gemau-

erten Vorder- respektive Rückfassade. Ebenso steht die Konstruktion des zweigeschossigen Dachstuhls beinahe selbständig und ohne bauliche Verbindungen zwischen Mühlehauptbau und der Schlossökonomie.

Durch diesen Zwischentrakt gut geschützt, hat sich die 400 Jahre alte ursprüngliche Eckquaderbemalung des Hauptbaues der Mühle partiell erhalten. Die wieder entdeckte Bemalung entstand in drei Phasen, wobei die älteste Farbfassung offenbar aus der Bauzeit der Mühle stammt: In den Deckputz wurden im feuchten Zustand Quaderumrisse eingrirtzt. Anschliessend erhielt die ganze Fassade einen

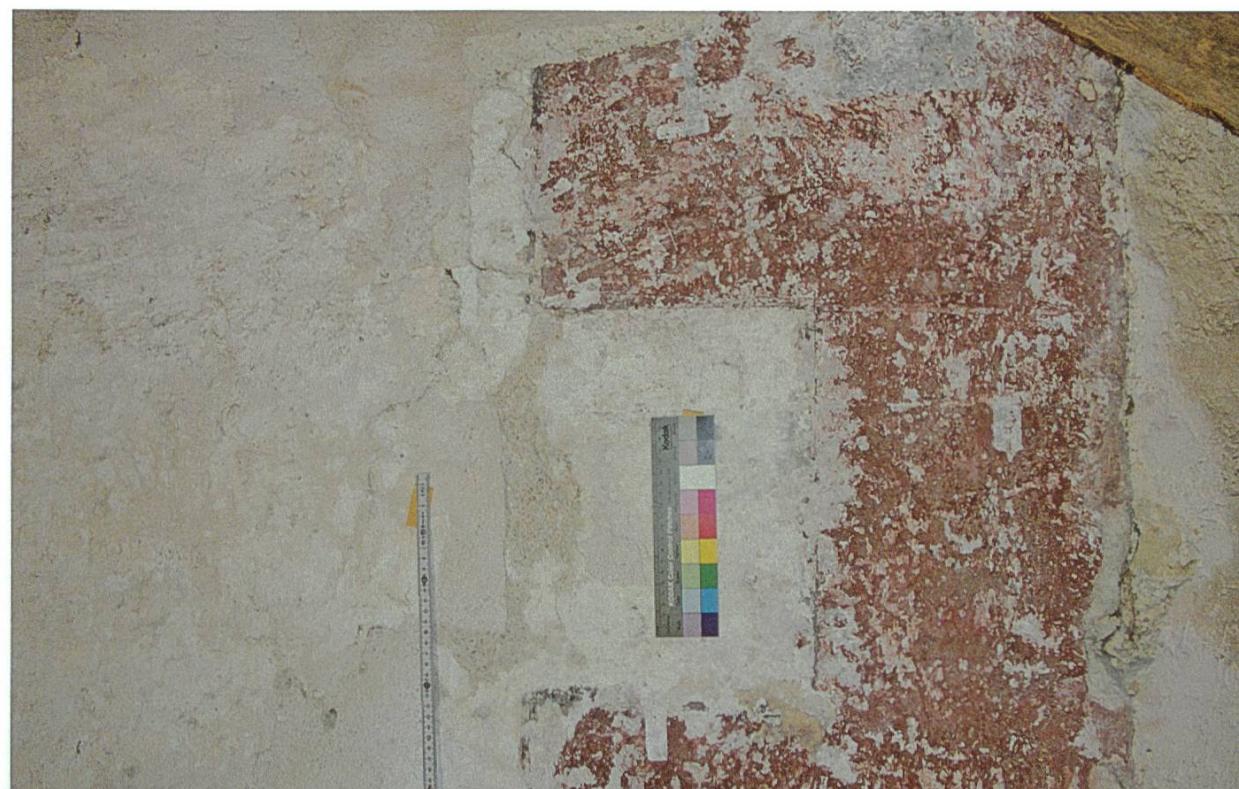


grundierenden, weissen Kalkanstrich, bevor die geritzten Quaderumrisse grau ausgemalt wurden. Später folgte – über einer erneuten weissen Kalkgrundierung – ein roter Anstrich, wobei die Ausmasse der ersten, grauen Fassung und der Ritzungen bereits nicht mehr genau eingehalten wurden. Ein schwarzer Begleitstrich hebt die Quaderumrisse im Übergang zur weissen Fassadenfläche umrandend klar hervor. Ein zweiter roter Anstrich diente möglicherweise nur partieller Ausbesserung. Die gemalten Läuferquader sind 56 Zentimeter lang und 35 Zentimeter hoch, die kurzen Binder 30 Zentimeter lang und 35 Zentimeter hoch. Als Dekoration von repräsentativen Gebäuden ist die Fassadenzier auf einer Darstellung von Emanuel Büchel von 1754

auch am benachbarten Weiherhof und am Lehnenhaus zu finden.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Juli und November 2010

... und nach der Freilegung und Reinigung durch Stefan Buess
(Foto Stefan Buess).



Bubendorf, Gasthaus Rössli: eine Wegstation erster Güte

Bubendorf, Gasthaus
Rössli, Zustand vor
dem Umbau.

Das Gasthaus Rössli in Bubendorf wurde in den Jahren 2009 und 2010 zusammen mit den beiden Nachbarbauten saniert und tiefgreifend umgebaut. Dies gab der Archäologie Baselland die Möglichkeit einer detaillierten bauarchäologischen Untersuchung, die sich über neun Monate erstreckte und

parallel zum Umbau erfolgte. Das Hauptaugenmerk lag dabei auf der Dokumentation des Mittelbaus, dem ältesten Gebäude der Häuserzeile.

Dendrochronologische Analysen attestieren dem Mittelbau ein Errichtungsdatum nach dem Winter 1694/95. Der aktuelle dreistöckige Dachstuhl aus Tannenholz ist jünger und wurde um 1730 errichtet. Er ersetzte somit bereits nach 35 Jahren den Vorgängerstuhl. Ein plausibler Grund für diese frühe Gesamterneuerung des Daches liess sich nicht feststellen. Ein Balken in der rückwärtig gelegenen Küche im Erdgeschoss, höchst wahrscheinlich im Verband mit dem Kaminwechsel, liefert mit seiner Datierung ins Jahr 1620 ein Indiz für einen Vorgängerbau.

>

Auf der Hinteransicht des Dorfes von Emanuel Büchel von 1753 ist das Rössli mit einem «Meienbaum» gekennzeichnet (Staatsarchiv Basel).



Die Gebäudestruktur samt Inneneinteilung entsprach vor dem Umbau noch weitgehend dem Bestand vom Ende des 17. Jahrhunderts. Das Haus verfügte über ein Keller-, drei Wohn- und drei Dachgeschosse, auf einer Grundfläche mit einer Raumbreite von 7 Metern und drei Räumen Tie-

fe von insgesamt 17 Metern. Diese Dreiteilung war bis und mit dem zweiten Obergeschoss in massivem Bruchsteinmauerwerk ausgeführt. Dabei stiessen die zwei internen Quermauern jeweils an die Außenmauern. Das Erdgeschoss gliederte sich auf der Strassenseite in einen Gang und eine danebenlie-

Die Vorderansicht der Häuserzeile mit dem Gasthaus Rössli in einer historischen Aufnahme.



Barockes Deckentäfer
im rückwärtigen
Grossraum des ersten
Obergeschosses.

gende (Gast-)Stube. In der Gebäudemitte lag der Erschliessungsbereich.

Rückseitig befand sich die einzige Küche des Gebäudes. Sie war ganzflächig unterkellert. Das erste Obergeschoss – die Beletage – besass strassenseitig

einen 40 m^2 und rückseitig einen 30 m^2 umfassenden Grossraum. Zu einem unbekannten Zeitpunkt wurden beide Räume jeweils mit Holzwänden halbiert und rückseitig entlang der Nordmauer ein Gang eingebaut. In der Mitte des Stockwerkes lag wie in den anderen Wohngeschossen die Treppe. Das zweite Obergeschoss besass beidseits jeweils zwei Kammern. Die Fenster waren kleiner ausgebildet als im ersten Obergeschoss. Der dreigeschossige Dachraum wies keine Einbauten auf und diente Lagerzwecken.

Die Fassaden waren entsprechend der inneren Symmetrie ebenfalls mit einer gewissen, wenigstens geschossweise ersichtlichen Systematik gestaltet. So waren Vorder- und Rückfassade jeweils in den beiden Obergeschossen zweiachsig angelegt, dabei die untere Fensterreihe grosszügiger ausgeführt als die obere. Die Mehrfachfenster im ersten Obergeschoss vermittelten einen spätgotischen Charakter.



Der Fronteingang mit Rokokotür und Konsolengesims war eine klassizistische Modernisierung. Alle traufseitigen Fenster besaßen Eichengewände mit umlaufendem Falz. Dem gegenüber hatten die uneinheitlich gestalteten Giebelfenster alle ein teilweise gefastes Steingewände.

Bautypologisch hatte sich das hohe, schlanke Haus mit interner Geschosserschliessung den engen Platzverhältnissen an der dem Dorfbach folgenden Hauptstrasse angepasst. Die riemenartige Parzellierung mit schmalen, dafür lang nach hinten gezogenen Grundstücken entstand im Baselbiet im Laufe des 17. Jahrhunderts durch die zunehmende Verdichtung der Überbauung innerhalb des Dorfetters. Tatsächlich fanden sich an den Aussenseiten beider Giebelfelder Spuren alter Dachschrägen von früheren Anbauten.

Die Verteilung der Fensteröffnungen in den Giebelmauern sowie die auf der Südseite liegende und ins

Freie führende Kellertüre aus der Bauzeit erlaubten die Rekonstruktion des ersten Aussehens dieser Häuserzeile. So war der Nordanbau bereits während dem Bau des Untersuchungsobjektes eingeplant. Es handelte sich dabei um ein selbstständiges Kleinbauernhaus mit Wirtschaftsräumen im Erdgeschoss und

Die Balkendecke der gassenseitigen Stube des Erdgeschosses war dunkelgrau grundiert und weiss getupft.



**Detail der
Wandmalerei im
ersten Obergeschoss:
Vorhang mit Gold-
fransen (links) und
Beerenastr.**

Wohnräumen im ersten Obergeschoss, die eventuell als Wirtewohnung dienten.

Die erwähnenswertesten Details fanden sich in den strassenseitigen Stuben des Erd- und ersten Obergeschosses. Die zugeschobene Nutzung der strassen-

seitigen Stube im Erdgeschoss ist unbekannt, die Einrichtung als Gaststube jedoch aufgrund der Bildquellen und der jüngeren Gebäudenutzung naheliegend. Der Raum mass anfänglich 4×6 Meter und wurde durch ein grosses Doppelfenster mit profiliertem Eichengewände und zentraler Fenstersäule erhellt. Ein Zugang erfolgte über den danebenliegenden Gang. Eine weitere Verbindung zur rückwärtigen Küche ist anzunehmen. Außerdem ist von einem an der Rückwand in der Südostecke stehenden Kachelofen auszugehen. Die quer über die ganze Gebäudebreite verlaufenden Deckenbalken aus Weisstanne waren an den Unterkanten gefast, die Gangbreite wurde dabei berücksichtigt. Die Fasen endeten in kantig abgesetzten Schildern. Die Deckenbretter waren gerade in die Balken eingeschoben. Der Deckenbereich in der Stube wurde dunkelgrau grundiert und anschliessend mehrheit-



lich mit einem Mehrfachpinsel – meistens vierfach, partiell sechsfach – weiss getupft. Vergleiche dazu sind bisher nicht bekannt.

Der strassenseitige Saal des ersten Obergeschosses besass – soweit feststellbar zumindest an den beiden Giebelmauern – farbige Wandmalereien, die nur noch fragmentarisch erfasst werden konnten. Graubandmalereien hatten sich vor allem in den deckennahen Abschnitten zwischen den Balken erhalten. In den Eckbereichen zwischen Seitenwänden und Fensterfront fanden sich geometrische Schwarzbandmalereien. Die quer zum Gebäude verlaufenden fünf Deckenbalken waren mit rot-weiss-schwarzen Wellenbändern und Blumen dekoriert. Die sicherlich einst ebenfalls bemalte Legebretterdecke wurde zu einem unbekannten Zeitpunkt und undokumentiert ersetzt. Entsprechend der darunter

liegenden (Gast-) Stube darf für die Beheizung ein Hinterladerofen angenommen werden.

Anders als der strassenseitige Saal besass das mittlere und das hintere Gebäudedrittel – analog zum gesamten Erdgeschoss – Deckenbalken in Längsrichtung.

Dokumentation der Deckenbalken: Die Malereien wurde alle skizziert, teilweise auch durchgepaust.



Blumenmotiv auf einer Balkenseite an der Saaldecke im ersten Obergeschoss.



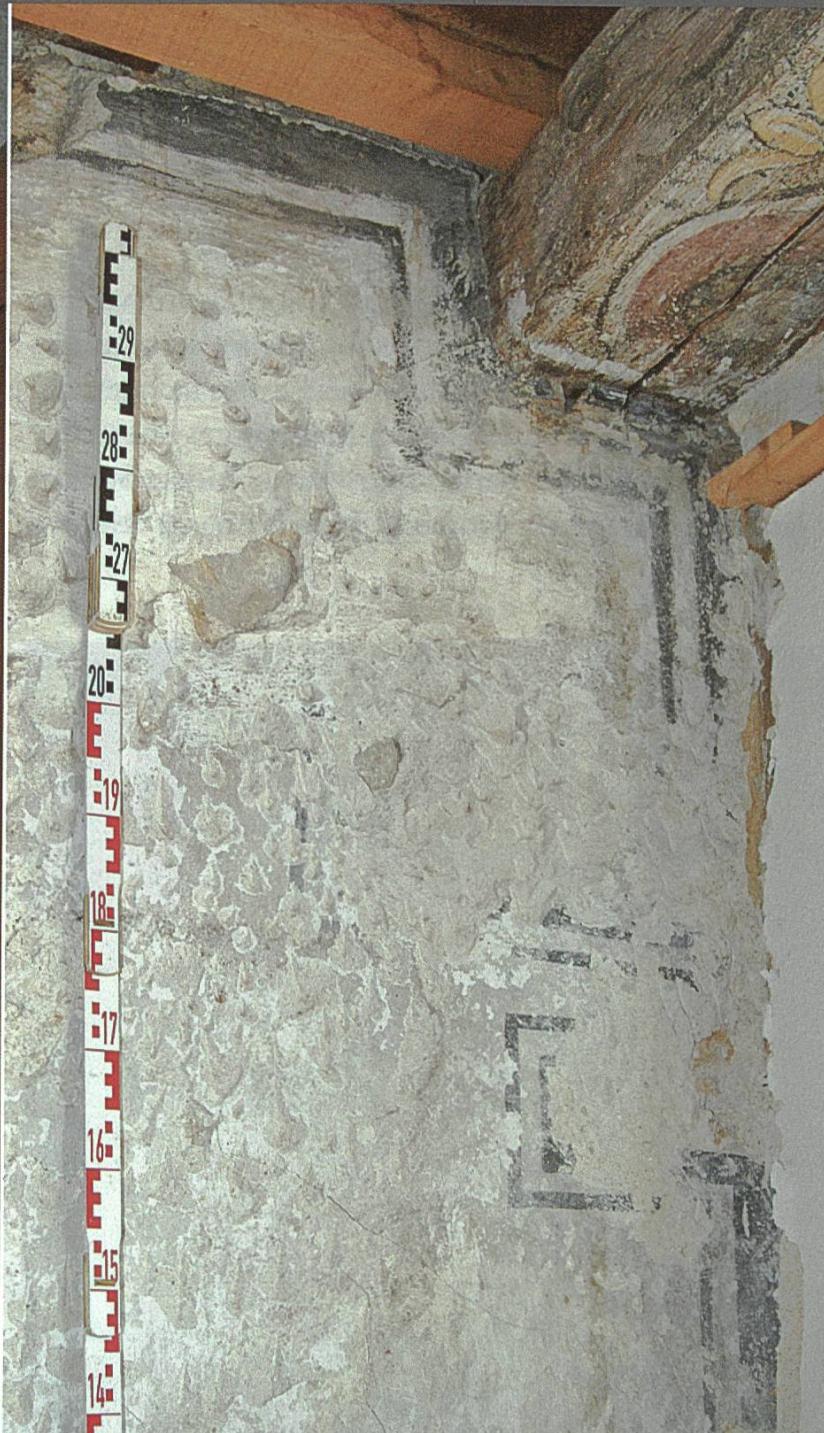
Der Grund für die Balkendrehung ist unklar. Eine einseitige Aufstockung oder die Erweiterung des Gebäudes sind aufgrund des Befundes auszuschliessen.

Gastwirte gehörten der vermögenden Schicht des Dorfes an. Mit der reichhaltigen Ausschmückung

der Innenräume und der grossräumigen Küche von über 30 m² war dem Gebäude offenbar seit Bestehen eine besondere Funktion mit repräsentativem Charakter zugeschrieben. Spätestens seit 1753 funktionierte das «Rössli» temporär als Meienwirtschaft: Der Besitzer war berechtigt, so lange zu wirten, bis der Wein vom eigenen Rebberg fertig ausgeschenkt war. Im Jahr 1870 taucht «Zum Rössli» in Akten auf, als der Besitzer Heinrich Jundt (Junior?) das Patent als Gastwirt erwerben wollte.

Die ursprüngliche Gebäudestruktur mit ihrem spätgotischen Charakter sowie die im Kanton sehr selten gewordene originale Innenausstattung gingen mit dem umfassenden Umbau leider verloren.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Juli 2009 bis April 2010



links:

Blick in die Feuerungsnische, durch die vom Gang des ersten Obergeschosses her ein Ofen im rückwärtigen Raum bedient werden konnte.

rechts:

Saal im ersten Obergeschoss: Graubandbegleitung in der Raumecke zur Fensterfront.

Arisdorf, Marchbel: Futterscheune oder Kapelle, das ist hier die Frage

Arisdorf, Marchbel.
Innenansicht der
hangseitigen Giebel-
mauer, die durch den
Brand zerrissen wurde.

Dank der Initiative des Natur- und Kulturvereins «Leben in Arisdorf» wurde eine kleine sanierungsbedürftige Scheune oberhalb des Dorfes fachgerecht in Stand gestellt und in ihrem Bestand gesichert. Die seit Generationen hartnäckig kursierenden Spekulationen bezüglich Nutzung und Alter des kleinen

Steinbaus mit einer Grundfläche von 5×7 Metern weckten das Interesse der Archäologie und führten zu einer kurzen Bauuntersuchung.

Einige alte Fragen wurden beantwortet, viele neue aber aufgeworfen. Der Grund für den bescheidenen Erkenntnisgewinn ist ein Brand, der mit wenigen Ausnahmen sämtliche ursprüngliche Holzbauteile zerstört hat. Die anschliessende Instandstellung ist zurzeit noch undatiert. Zudem sind Aussagen zur ursprünglichen Dachkonstruktion, Innenausstattung und Erschliessungssituation nur beschränkt möglich. Auch die Konsultation der Brandlagerakten und alter Abbildungen lieferte keine hilfreichen Anhaltspunkte. Die sichere Spur des «Heuhauses» taucht erst ab 1877 in den Versicherungsbüchern auf.

Gebäudetypologisch gehört das Untersuchungsobjekt zu den Futterscheunen. Diese wurden ebenso wie Heuschober nachweislich ab dem 17. Jahrhundert auf entlegenen Matten errichtet. Sie entstanden in Zusammenhang mit der Zunahme von Gras- und Viehwirtschaft und dem daraus resultierenden Platzmangel im Dorf für die Lagerung von Heu



und Emd. Im Gegensatz zu Heuschobern besaßen die Futterscheunen zusätzlich Platz für das Unterbringen von Jungvieh. So wurde im Frühjahr, nach dem Aufbrauchen der Futtervorräte im Dorf und vor dem Weidgang, das in den Futterscheunen gelagerte Trockenfutter vor Ort verfüttert. Voraussetzung für die Stallfütterung ausserhalb des Dorfes war das Vorhandensein einer Quelle.

Im vorliegenden Fall ist bereits Ende des 17. Jahrhunderts die Nutzung einer Quelle auf dem Marchbel – die Tiefenmattquelle oder Quelle Blauenrain auf dem Rütespil – bildlich bezeugt. Mit der Lockerung des Flurzwanges, der damit einhergehenden Entstehung von Aussiedlerhöfen, die vom Raumkonzept her bereits mit grossen Heubühnen ausgestattet waren, und mit der Intensivierung des Ackerbaus verloren die Wässermatten wie auch die Heuspeicherbauten ab dem 19. Jahrhundert zusehends an Bedeutung.

Die Marchbel-Scheune steht mit ihren im Vergleich zu den Giebelseiten kürzeren Traufseiten quer zum Hang. Der Bau ist dreigeschossig, wobei das Erdge-

schoss rückseitig in den Hang gebaut ist. Drei Scharfenfenster liefern spärliches Licht in dieses unterste Geschoss. Der heute ausbetonierte torartige Zugang im Osten ist die Verbreiterung eines ursprünglich schmäleren. Die allseitig grossen Rundbogenöffnungen sind das auffälligste Merkmal. Die für ei-

Hangseitige
Giebelmauer. Die
Holzverschalung zeigt
die spätere seitliche
Dachanhebung.



**Der einstige Stall
dient heute der
Lagerung alter
Landwirtschaftsgeräte.**

nen Ökonomiebau untypische Fensterform, die im Kanton zurzeit noch ohne Vergleiche dasteht, weckt die Assoziation eines Kapellenbaus.

Grosse Einwurföffnungen an sich sind jedoch typisch für Futterscheunen und finden sich auch an

anderen Feldscheunen. Die Öffnungen besassen jeweils zwei brüstungähnlich durchgehende Querbalken. Zum Schutz vor Witterungseinflüssen darf mit ladenartigen Verschlüssen gerechnet werden, die man vorhängen konnte. Das ursprüngliche Ra fendach mit einem Neigungswinkel von 50° besass zudem möglicherweise weit überhängende Schärm en, welche die grossen Öffnungen zumindest an den Traufseiten vor allzu heftigem Regen schützen. Das einphasige, spolienfreie Mauerwerk war aussen ursprünglich zumindest teilweise steinsichtig und weiss gekalkt. Der Innenraum war bis unter die Dachbalken fein verputzt und ebenfalls weiss gekalkt. Innenputz und die relativ zahlreichen Rundbogenöffnungen sind für eine Futterscheune unnötig. Implizieren sie also doch eine Sonderfunktion des Gebäudes?



Der Bau wird häufig als die Kapelle gesehen, die Arisdorf 1744 während dem Zweiten Schlesischen Krieg (1744–1745) anscheinend für die im Dorf zwecks Grenzbewachung stationierten eidgenössischen Truppen katholischen Glaubens errichtet haben soll. Tatsächlich befindet sich das Gebäude lediglich einen knappen Kilometer vor der einstigen Grenze zu Österreich und wäre als Wegkapelle für die im Dorf stationierten Truppen gut gelegen. Auch als Aussichtsposten zur Beobachtung von Truppenbewegungen wäre der Standort geeignet gewesen. Auf Darstellungen von Emanuel Büchel aus der Zeit um 1750 ist jedoch noch kein Gebäude verzeichnet. Der benachbarte Bechhof, auf dessen Land das Untersuchungsobjekt heute steht, wurde

zwischen 1770 und 1780 vom damaligen Dorfpfarrer erbaut. Hat eventuell dieser die Futterscheune nach seinem Gusto in «Gotteshaus-Manier» errichten lassen?

Durchführung und Bericht: Anita Springer
April 2010

Eine Aktenauflistung von Daniel Bruckner erwähnt die «Erbauung einer Capellen für die Kathol. Eydtgenoss. Zuzüger» (Staatsarchiv Baselland).

Anno

Xristoffl		S. N. 35.
A.	Arristoffl und darb, auf Gemeinde zu den Schenkboden.	
1.	Obol. bez. auf Kug an Pfarrer Dr. von Kug zum Unterhaltshall	1773.
2.	Obol. bez. auf Kug an Pfarrer Dr. von Kug bez. 52. Schenkboden, ob sie mit Dr. von Kug zu Zürgen sol. Dr. von Kug bez.	
3.	Obol. bez. auf Kug an Pfarrer Dr. von Kug, meint nicht haben ?? an Pfarrer Dr. von Kug die Schenkboden, ob sie mit Dr. von Kug zu Zürgen sol. Dr. von Kug bez.	
4.	Obol. 1. O. 10. 00. 10. 800	



Grundriss Erdgeschoss

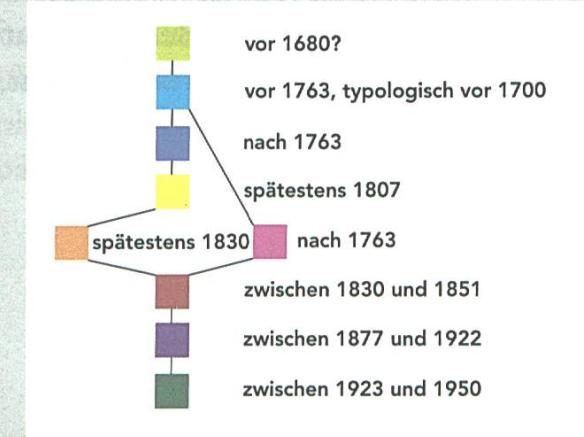


Grundriss Dachgeschoess

Augst,
Rheinstrasse 2 und 4.
Wände, Deckenbalken
und Dachstühle,
eingefärbt gemäss
ihrer zeitlichen
Abfolge. Die grau
belassenen Befunde
sind nicht genauer
datierbar. Jahrgenau
Baudaten fehlen.



Grundriss erstes Obergeschoess



0

10 m

Augst, Rheinstrasse 2 und 4: die Entwicklung eines Kleinbauernhauses

Das Gebäudeensemble an der Rheinstrasse 2 und 4 prägte bis vor kurzem den alten Dorfausgang von Augst an der Kreuzung der bereits zur Römerzeit genutzten Ausfallstrassen in Richtung Liestal und Basel. Dem Abbruch Ende 2010 ging eine detaillierte Bauuntersuchung und -dokumentation voran. Das kompliziert verwachsene Konstrukt liefert eindrückliche Informationen über vergangene Lebens- und Besitzverhältnisse. Das Grabungsteam der Römerstadt Augusta Raurica begleitete den Abbruch zudem mit archäologischen Ausgrabungen.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch unbesiedelt, tauchen auf historischen Abbildungen gegen Ende dieses Jahrhunderts im Gebiet des Untersuchungsobjektes ein bis zwei freistehende Gebäude auf. Eine sichere Identifizierung des Gebäudes ist erstmals auf dem Plan von Emanuel Büchel von 1763 möglich. Dort ist jedoch bereits die zweite vorgefundene Bauphase dargestellt.

Der erste Bau am Platz war ein Steinbau unbekannter Datierung. Der dreigeschossige Bau stand

mit seinem Satteldach traufseitig zur Strasse hin. Die Gebäudetiefe wurde von der späteren Überbauung übernommen. Die Länge des Gebäude lässt sich nicht mehr eruieren. Eine in der zweiten Bauphase vermauerte, grün glasierte Wandfliese deutet im Weiteren auf Kachelofen und Herdstelle hin.

Strassenseitige
Fassade des Wohnteils
mit Laube (links)
und dem 1950 als
Wohnhaus umgebauten
Ökonomieteil (rechts).



Das Gebäude im
Plan von Emanuel
Büchel, um 1750
(Universitätsbibliothek
Basel).

Aus ungeklärtem Grund – offensichtliche Brandspuren fehlen – zerfiel das Gebäude. Aus der 1961 erschienenen Geschichte von Augst und Kaiseraugst wissen wir, dass «den Grundherren im Laufe der Zeit bei Erbteilungen oder Nutzungsänderungen vieles verloren ging; im 16. und 18. Jh. konnten sogar ganze Hofstätten nicht mehr aufgefunden werden.

Sie waren offenbar als vorübergehende Wüstungen unter den Anstössern verteilt oder mangels Aufsicht ‘ersessen’ worden.»

Die Überreste der Giebelmauer Ost blieben für unbestimmte Zeit in ruinösem Zustand stehen, bevor sie in einen neu errichteten Fachwerkbau, die zweite Bauphase, integriert wurden. Anscheinend hat der Bauschutt des eingestürzten Hauses nicht mehr für den Wiederaufbau eines reinen Steinbaus gereicht. Eventuell waren die Mauersteine zuvor für benachbarte Bauten verwendet worden. Jedenfalls wurden im Neubau lediglich vereinzelt wieder verwendete Bauteile wie Ziegel in den Gefachen vermauert. Warum ein Fachwerkbau der Massivbauweise vorgezogen wurde, ist unklar. Augst hatte nämlich seit der Bannscheidung mit Pratteln um 1500 und Kaiseraugst im 16. Jahrhundert praktisch keine eigenen Waldungen mehr und daher akuten Mangel an Bau- und Brennholz.

Im Prinzip besass das neu entstandene, dreiachsiges Fachwerkhaus den typischen Grundriss eines kleinen Vielzweckbaus (im Plan hellblau). Da Hinweise



auf eine Herdstelle in der östlichen Gebäudeachse fehlen, muss aber auch eine Funktion als reiner Wirtschaftsbau in Betracht gezogen werden. Der Bereich in der Gebäudemitte ist eindeutig als Tenn erkennbar. Westlich davon schlossen strassenseitig ein kleiner Stall und rückwärtig ein ebenerdiger Keller an. Der darüber liegende Raum diente wohl als Bühne zur Heulagerung. Zumindest zwei Wandständer der Giebelwand West reichen nachweislich noch vom Erdgeschoss bis an den Dachfuss. Eine Datierung ins 17. Jahrhundert ist wahrscheinlich.

Eine Wohnnutzung des Gebäudes ist spätestens ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gesichert. Damals wurde ein einraumtiefer Anbau mit Balkenkeller und zwei darüber liegenden, massiv gemauerten Geschossen an die westliche Giebelfassade gestellt, der im Süden die Flucht der Traufe übernahm (im Plan dunkelblau). Der bestehende, angrenzende Stall wurde mit Herdstelle und Kamin zur Küche ausgebaut. Die einstige Aussenwand aus Fachwerk erhielt aus Gründen des Brandschutzes eine Vormauerung. Der in der neuen Stube bis zum Abbruch

2010 noch erhaltene Kachelofen im Sundgauer-Stil – mit grünen, gepunkteten Blattkacheln – stammt aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und war ein späterer Einbau.

Dieser gemauerte, dreigeschossige Kubus erinnert an einen so genannten Stock, wie er etwa im be-

Der Fachwerkbau der zweiten Bauphase stösst an einen ruinösen Eckverband, ein Mauerrest der ersten Bauphase.



Durchgangskammer oberhalb des Haupteingangs. Auch Türblatt und Laibungen sind tapeziert.



nachbarten Fricktal mit seinen hölzernen Strohdachhäusern bekannt ist. Der Stock diente anfänglich als feuersicherer Aufbewahrungsraum für die wertvolle Habe und wurde später oft in einen Wohnraum umgewandelt. Wie genau der Dachanschluss zum bestehenden Sparrendach des Fachwerkbaus aussah, muss offen bleiben.

Ab 1807 ist eine Verbindung von Baubefunden mit den entsprechenden Brandlagerakten möglich. Dabei wird ersichtlich, dass spätestens ab dieser Zeit der Gebäudekomplex unter zwei Wohnparteien aufgeteilt war. In der Osthälfte fanden sich nun rückwärtig eine Küche und strassenseitig eine Stube sowie zwei darüber liegende Kammern. Der fehlende Stallraum wurde durch eine entsprechende Erweiterung an der rückwärtigen Traufseite ersetzt. Bei dessen Errichtung wurden gehäuft Spolien aus rotem Sandstein verwendet. Dabei dürfte es sich um römisches Baumaterial gehandelt haben.

Spätestens 1830 fügte man in der Nordwestecke ein zweigeschossiges Wirtschaftsgebäude an. Neben einem schmalen Stall für Kleinvieh und darüber liegendem Heustock bot zumindest der Saal im Erdgeschoss mit seinen 26 m² Grundfläche, einer Raumhöhe von 2.4 Metern und den beiden grossen Fenstern genügend Platz für wenigstens zwei Bandwebstühle. In der Brandlagerakte von 1852 ist denn auch der Besitzer dieser westlichen Haushälfte, Georg Häfelfinger, als Posamenter verzeichnet. Für

das Jahr 1863 sind in Augst insgesamt neun Posamentierstühle bezeugt.

Die Aufsplitzung des Besitzes führte bald zu einer weiteren Mehrbelegung des Gebäudes: Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte dieses mit der Einrichtung einer dritten Wohnung seine höchste Auslastung erreicht. Der Abtausch von Räumlichkeiten unter den zwei bis drei Parteien ging mit einem ständigen Aus- und Umbau des Gebäudes einher. Lediglich der Dachraum blieb frei von Wohnkammern. Er wurde für die Vorratshaltung benötigt. Das wenige Grossvieh wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend von Platz sparendem Kleinvieh und ein bis zwei Schweinen abgelöst. Gleichzeitig fand man in der Heimarbeit eine Ergänzung zur wirtschaftlichen Selbstversorgung. Nach 1950 wurde das Tenn in weiteren Wohnraum umgewandelt.

Als besonderer Fund sei eine Tapete erwähnt, die eine Durchgangskammer im ersten Obergeschoss des Fachwerkbau auskleidete. Sie war auf eine Schicht Zeitungen aufgebracht, die aufgrund der Textinhalte in die Zeit zwischen 1922 und 1959 da-

tieren. Die Tapete – eine britische Sanitärtapete von 1901 – wurde jüngst in einer Dissertation von Jérémie Cerman, Paris, behandelt und soll im dortigen Rahmen demnächst publiziert werden.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
August 2010

Die beige Grundfläche (oben) ist eigentlich die Rückseite der grünen Tapete.



Wenslingen,
Dorfstrasse 68/69.
Strassenseitige
Fassade, Blick nach
Nordost.



Wenslingen, Dorfstrasse 68/69: ein Flickwerkhaus

Der Umbau eines Mehrfamilienhauses in Wenslingen stellte nicht nur den Besitzer vor besondere Herausforderungen. Die Untersuchung des Gebäudekomplexes, bestehend aus zwei einst eigenständigen und später vereinten Wohnhäusern mit Ökonomien, versprach eine spannende Gebäude-

biographie. Leider verhinderte aber der bereits vor Untersuchungsbeginn grossflächig an den aussagekräftigsten Stellen aufgespritzte Zementputz detaillierte Beobachtungen.

Mit den wenigen verbliebenen Hinweisen und der Konsultation der Brandversicherungsakten von 1807–1953 liessen sich dennoch gewisse Bauabfolgen postulieren, auch wenn jahrgenau Datierungen fehlen:

Auf dem Plan des Geometers Georg Friedrich Meyer aus der Zeit um 1680 steht an der Stelle des heutigen Gebäudes ein Haus, offenbar mit strohgedecktem Satteldach. Als fragmentarisch erhaltener Kernbau ist heute noch ein zur Strasse hin giebelständiges Steingebäude auszumachen. Es besass zwei Wohngeschosse, die sich jeweils über zwei Räume erstreckten. Der seitliche Eingang führte in die im Hochparterre gelegene Küche. Östlich an die Küche schloss die unterkellerte Stube an. Letztere war

durch einen Ofen beheizbar und mit einer Schiebereglerdecke ausgestattet. Der Abgang in den Balkenkeller befand sich in der Küche. Hinter dem Wohnteil lagen Tenn und Stall. Das den Wohn- vom Wirtschaftsteil trennende Giebelfeld war bis unter den First gemauert.

Nach einem anscheinend verheerenden Brand des Kernbaus – wahrscheinlich während dem grossen Dorfbrand 1688 – erfuhr die Gebäudestruktur eine grundsätzliche Veränderung. Der Wohnteil wurde im Bereich der Stube um 2,5 Meter verbreitert, wobei vorwiegend Abbruchschutt der Brandruine verbaut wurde. Auf die Vergrösserung des Kellers folgte der Einbau des Rundbogentores, das denselben ebenerdig von aussen her zugänglich machte.

Zu einem späteren, unbekannten Zeitpunkt wurden der Kernbau aufgestockt und die Giebelfassade neu gestaltet. Dazu war ein Teilabbruch des alten Giebels

nötig. Für den Neuaufbau wurden genormte, neue Kalkbruchsteine verwendet. Wie der Dachverlauf angepasst wurde, ist unbekannt. Die beinahe horizontale Mauerkrone gegen das Tenn hin lässt eine Ergänzung des Giebelfeldes mit einer Holzverschalung möglich erscheinen.

Der an vielen Orten aufgetragene neue Zementputz verhinderte die Untersuchung der Mauerfugen.



Der schmale, zweigeschossige Anbau im Westen entstand nach Ausweis einer Jahreszahl über dem Haupteingang wahrscheinlich 1770. Dabei verlegte man den Zugang zum Kernbau in die strassenseitige Giebelfassade. Der Anbau besass zwei Stuben, zwei Küchen und einen Keller. Das zugehörige Ökono-

miegebäude – wohl gleichen Alters – schloss hinter der bestehenden Ökonomie des Kernbaus an.

Zwischen 1852 und 1877 wurde der schmale Wohnanbau auf der Rückseite im Westen mit einem Schopf in der Tiefe des Ökonomiegebäudes



Phasenplan des Gebäudekomplexes,
Blick nach Nordost.

Gelb: Kernbau

Rot: Verbreiterung nach Brand

Orange: Aufstockung und
Fassadenneugestaltung

Pink: Anbau Nr. 69, Verbindung der
beiden Dächer unklar

Grün: Anhebung des Giebels,
Ausbau des Dachraumes und
Sockelverstärkung

Lila: Vereinigung der beiden
Gebäude Nr. 68 und 69 unter einem
Dach

Pfeil: jüngere Mauer stösst an ältere
Mauer.

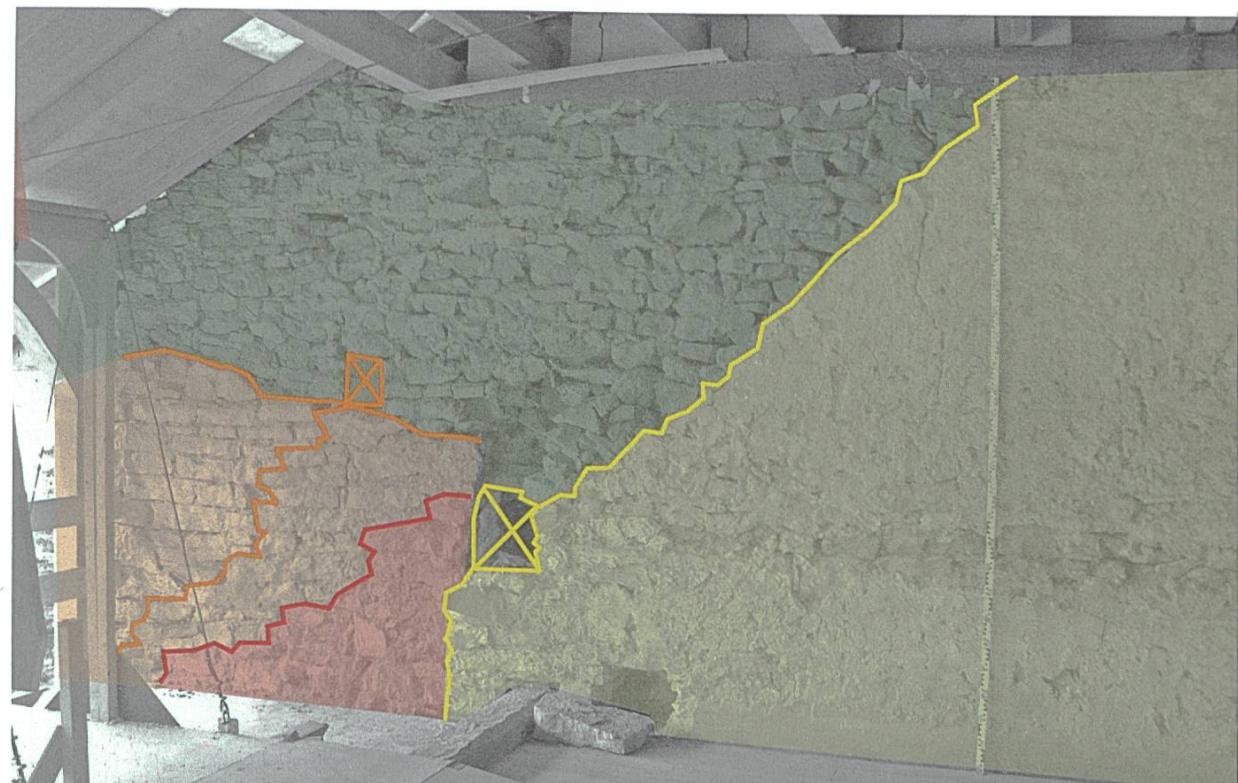
verlängert. Schopf und Ökonomieteil erhielten ein gemeinsames neues Dach, das zum Zeitpunkt der Untersuchung noch bestand.

Nachdem das Hauptgebäude im Jahr 1893 veräussert worden war, erfolgten unter dem neuen Besitzer die Aufmauerung und eine leichte Erhöhung des Giebels sowie die partielle Verstärkung des Mauersockels und die Verschmälerung des Haupteinganges. Dabei wurde über der Jahreszahl 1770 auf dem Türsturz das aktuelle Baujahr 1893 eingemeisselt. Der Dachraum des Kernbaus wurde als zusätzliches, drittes Zimmer nutzbar. In den Jahren bis 1947 erhöhte sich die Zimmerzahl stetig bis auf sieben. Dabei müssen diverse Veränderungen im Dachraum, der Überbau des westlichen Wohnhauses sowie die Aufteilung der bereits vorhandenen Zimmer erfolgt sein. Zwischenzeitliche Drehungen der Dächer mit wechselnder Orientierung von Traufe und Giebel wären sinnvoll gewesen, sind jedoch weder am Befund nachzuweisen noch in den Brandlagerakten erwähnt. Spätestens ab 1911 waren die beiden

Wohngebäude unter einem flachen Satteldach vereinigt, das den Dachverlauf der bereits ausgebauten Ökonomien übernahm.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
August 2008

Der rückwärtige Giebel
des Wohnhauses
Nr. 68, Blick nach
Süden. Bauphasen
vgl. Abbildung links.



Laufen, Hauptstrasse 29: Altstadthaus – Brandobjekt

**Laufen,
Hauptstrasse 29.
Die Liegenschaft
brannte am 30. Mai
2009 vollständig aus
(Stützpunktfeuerwehr
Laufen).**

Die im Mai 2009 ausgebrannte Altstadtligenschaft an der Hauptgasse in Laufen wurde parallel zum Rückbau untersucht. Die gewonnenen Erkenntnisse waren aufgrund der Brandschäden und der baulichen Veränderungen der letzten zweihundert Jahre indes bescheiden. Eine dendrochronologische Analyse unterblieb.

Der Gebäudekern kann durchaus aus der Zeit der frühneuzeitlichen Parzellenüberbauung in Steinbauweise stammen. In einer Auflistung aller Haustätten von 1753 ist das Untersuchungsobjekt zusammen mit dem heute nördlich anschliessenden Neubau Hauptstrasse 31 als «Franz Kaiser. Haus und Scheurlein» bezeichnet. Bauzeitliche Kaminwechsel und eine Kiennische geben das Untersuchungsobjekt als Wohnhaus zu erkennen.

Das Hinweisinventar der Stadt Laufen von 1980 postuliert an der Stelle der Nr. 31 einen Ökonomiebau. Dies kann aufgrund der fehlenden Befunde archäologisch nicht bestätigt werden. Eine bauzeitliche Verbindungstüre zwischen der Stube im ersten Obergeschoss und dem angeblichen Wirtschaftsbau lässt diesbezüglich aber gewisse Zweifel auftreten.



Gegen die Hauptstrasse lagen in den beiden Obergeschossen jeweils die beheizte Stube, dahinter die Küche, anschliessend der Erschliessungsbereich und gegen die Viehmarktgasse eine unbeheizte Kammer. Dank dem Einbau eines zweiten Kamins liessen sich mit der Zeit die rückwärtigen Kammern ebenfalls beheizen. Die Deckenbalken verlaufen im Erd- und im ersten Obergeschoss quer zum Haus, im zweiten Ober- und ersten Dachgeschoss in Längsrichtung.

Der markante Niveauunterschied zwischen dem rückwärtigen, unterkellerten Gebäudedrittel und dem strassenseitigen Erdgeschoss mit Laden könnte neben anderen Anhaltspunkten auf eine Gebäudeerweiterung Richtung Viehmarktgasse hindeuten. Der nicht unterkellerte Bereich erfuhr bereits im verheerenden Überschwemmungsjahr 2007 eine Abtiefung von rund 20 Zentimetern. Der damals eingebaute Boden musste nun wieder ausgebaut

und erneuert werden. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei Sondierungen durchgeführt, da mit mittelalterlichen Siedlungsbefunden zu rechnen war. Aussagekräftige Befunde blieben jedoch aus.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Februar 2010

Blick von der strassenseitigen Stube des ersten Obergeschosses in die einstigen Wohnräume, nach der Entfernung der Zwischenböden.



Bubendorf,
Hauptstrasse 63.
Zahnräder, Wellen und
Riemscheiben – Teile
des Getriebes der
Sägerei während des
Abbruchs.



Bubendorf, Hauptstrasse 63: «Mir säge Sagi»

Die untere Sägerei von Bubendorf, ein 20 Meter langer, schopfartiger Holzbau mit gemauertem Untergeschoss, erstreckte sich entlang der Hauptstrasse im Bereich unterhalb des Pfarrhauses und südlich des Dinghofes. Sie war der letzte Rest des einstigen Mühlenensembles im heutigen Unterdorf. Im Herbst 2010 wurde sie abgerissen.

Mindestens seit dem 15. Jahrhundert hat man die Stelle zwischen einer leichten Linksbiegung der Hinteren Frenke und dem weiter östlich verlaufenden Gewerbekanal als Mühlenstandort genutzt. Der Verlauf des Gewerbekanals ist heute noch anhand der aktuellen Parzellengrenzen nachvollziehbar. Die Sägerei wurde im Jahr 1846 als Folge eines

Details des Sägewerks und des overschlächtigen Wasserrades, Zustand während des Abbruchs.



Impressionen aus
der Sägerei vor dem
Abbruch im Oktober
2010.

Erbgangs an der Stelle einer einstigen Ölmühle mit Backstuben errichtet. Sie gehörte als freistehender Bau zu einer Gebäudegruppe um die Getreidemühle und befand sich bis 1922 im Besitz des Müllers. Anlässlich ihrer anschliessenden Veräusserung ist erstmals eine bauliche Verbindung zwischen Säge-

rebau und Mühle erwähnt. Wie diese genau aussah, blieb bisher jedoch unerkannt.

Bereits 1858 wurde die Sägerei wegen «Baufälligkeit» in ihrer Versicherungssumme um 50% abgeschätzt. Wahrscheinlich war sie durch den Brand der



daneben stehenden Mahlscheune am 20. März des selben Jahres stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Der Schaden war am Befund indes nicht mehr nachzuweisen.

Das Wasserhaus mit dem oberschlächtigen Wasserrad befand sich in der Nordostecke des gemauerten Grundrisses. Die Speisung erfolgte über den höher als die Frenke gelegenen Gewerbekanal und führte über einen Holzrinne hinunter auf das Rad. Die vom Rad angetriebene Welle leitete die Kraft in den benachbarten Hauptraum und trieb dort über diverse Zahn- und Schwungräder die Sägeblätter an. Das «verbrauchte» Wasser floss schliesslich im Bereich der Getreidemühle zurück in den Gewerbekanal. Es ist uns nicht bekannt, ob die Mühle unterschlächtige Räder besass und das Sägerei-Wasser somit nochmals zum Antrieb verwendet werden konnte. Später ersetzte wohl ein Benzin- oder Petrolmotor die Wasserkraft, bevor die Säge elektrifiziert wurde.

Im Jahr 1936 erfuhr die Sägerei eine bauliche Erweiterung mit einem quer stehenden Pultdach. 1975 wurde ihr Betrieb eingestellt.

Bericht: Anita Springer
Durchführung: Marcel Eckling
Oktober 2010

Situation mit Verlauf des Gewerbekanals, Sägerei mit Wasserhaus und Mühle.

